Zur Geschichte Mannheims und der Pfalz

Armand Baumann

Digitized by Google

Ger 10537.93.30

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT WITH INCOME
FROM THE BEQUEST OF
HENRY LILLIE PIERCE
OF BOSTON

Digitized by Google

Herausgegeben vom Mannheimer Altertumsverein

1897.

Digitized by Google

Dr. Breitig
Neustadt a. d. Weinstraße

Digitized by Google

Mannheimer Altertums-Verein.

Zur Geschichte
Mannheims und der Pfalz.

Pläne und Bilder

aus der Sammlung des Mannheimer Altertums-Vereins.

Text von **A. Baumann**, Professor.

Herausgegeben vom Vereinsvorstand.

Mannheim.
Verlag von Tobias Loeffler (H. Werner).
1897.

Digitized by Google

Ger 105.37.93.30
✓

H. L. Pierce

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Vorwort	1
Mannheim im Jahre 1620	3
Mannheim, Belagernng unter Tilly 1622	6
Fliegende Rheinbrücke 1669	8
Mannheim im Anfang des 18. Jahrhunderts	11
Mannheim, Einnahme durch die Österreicher 1799	14
Kurfürst Friedrich der Siegreiche 1449—76	16
Kurfürst Friedrich IV. 1592—1610	24
Kurfürst Friedrich V. 1610—1632	31
Kurfürst Karl Ludwig 1632—1680	38
Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte (Liſe-Lotte)	45
Kurfürst Johann Wilhelm 1690—1716	53
Kurfürst Karl Philipp 1716—1742	57
Kurfürst Karl Theodor 1742—1799	61
Franz Joſ. Terraſſe Desbillons	66
Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg	67
A. W. Iffland	72
Die Pfälzer Regenten-Linien	75

Digitized by Google

Vorwort.

Je mehr unsre Stadt Mannheim in den letzten Jahrzehnten ihr Aussehen verändert hat, je unruhiger und lebhafter sich in ihren einst so stillen Straßen das Leben und Treiben gestaltet, desto mehr wird es gar vielen ihrer Bewohner zum Bedürfnis, in Stunden der Ruhe und Erholung den Blick rückwärts zu wenden und an der Hand der Geschichte die Entwicklung der Stadt zu verfolgen, um so Einst und Jetzt mit einander zu vergleichen.

An Darstellungen der Vergangenheit Mannheims fehlt es bekanntlich nicht; die umfassendste verdanken wir einem früheren Bürger unserer Stadt, Heinrich von Feder; und die Geschichte des staatlichen Ganzen, der Pfalz, zu der Mannheim während der beiden ersten Jahrhunderte seines Bestehens gehörte, hat uns der Heidelberger Professor Häusser in seiner trefflichen Weise geschildert.

Allein gerade diese beiden Hauptwerke sind jetzt im Buchhandel vergriffen, und noch besteht keine Aussicht auf eine Neubearbeitung. Es wird deshalb den Freunden der Geschichte der Pfalz und insbesondere Mannheims wohl nicht unerwünscht sein, für einzelne wichtigere Abschnitte derselben in diesem Büchlein einen Führer zu finden.

Digitized by Google

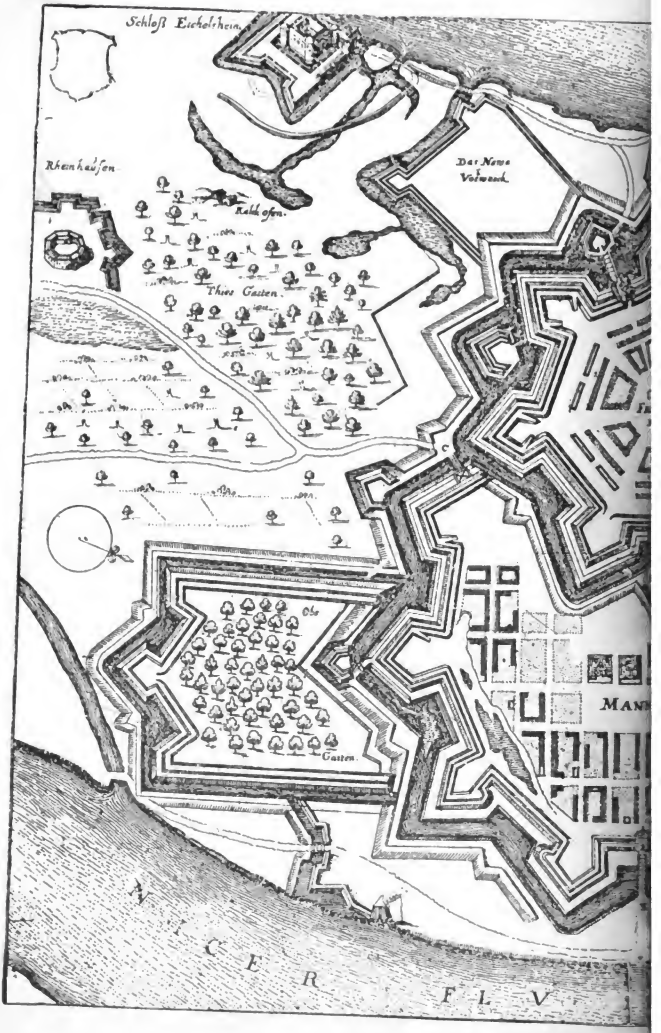
Den äußeren Anlaß zu seiner Entstehung bot der erfreuliche Umstand, daß ein Vorstandsmitglied des Mannheimer Altertums-Vereins, Herr Rudolf Bassermann, eine Reihe von Plänen und Bildern unsrer Sammlung durch Lichtdruck vervielfältigen ließ und diese Nachbildungen dem Vereine zum Geschenk machte. Einer Aufforderung des Vereinsvorstandes, diese Bilder mit einem begleitenden Texte zu versehen, glaubte sich der Unterzeichnete nicht entziehen zu dürfen, um auch an seinem Teile dem Zweck und den Bestrebungen des Vereines gerecht zu werden.

Möchte diese Arbeit zunächst den Mitgliedern und Freunden unseres Vereines willkommen sein; möchte sie aber namentlich auch dazu beitragen, daß das heranwachsende Geschlecht nicht achtlos an den Spuren vergangener Zeit vorübergehe, sondern sich gerne in die Vergangenheit seiner engeren Heimat versenke und damit die Liebe zu dieser festige und mehre.

Mannheim, im Dezember 1896.

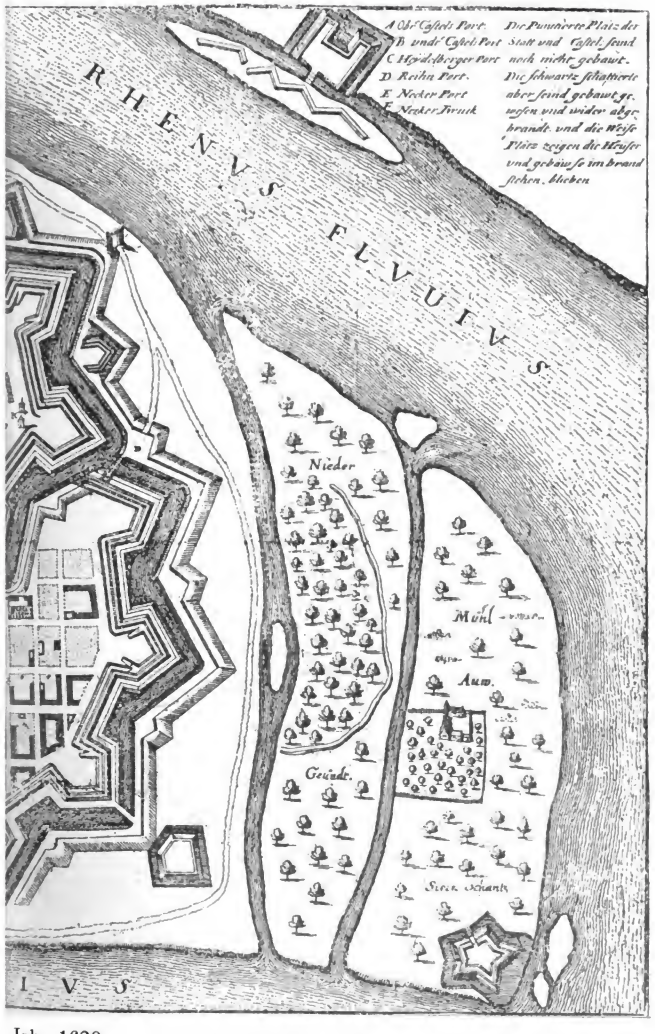
A. Baumann.

Digitized by Google



Mannheim

Digitized by Google



Jahr 1620.

Digitized by Google

I. Mannheim um das Jahr 1620.

Mannheim, ursprünglich ein Dorf, das wir erstmals im 8. Jahrhundert erwähnt finden, wurde im Jahre 1606 von Kurfürst Friedrich IV. in eine befestigte Stadt umgewandelt. Der vorstehende Plan ist der älteste, den wir von dieser Schöpfung Friedrichs IV. besitzen, und er steht deshalb an der Spitze unserer Abbildungen, obwohl er, wie eine Bemerkung auf seinem Rande erkennen läßt, erst nach der Belagerung durch Tilly entstand, welche auf der zweiten Tafel dargestellt ist.

Im Gegensatz zu dem Mannheim des 18. Jahrhunderts, aus dem erst das heutige sich entwickelte, bestand die ältere Anlage aus zwei im Inneren getrennten Teilen, der eigentlichen Stadt und der Citadelle oder Feste Friedrichsburg, welch beide nur der gemeinsame Außenwall zu einem Ganzen zusammenschloß.

Die Gebäude der Friedrichsburg, die lediglich militärischen Zwecken diente, sehen wir auf dem Plane in sieben Gruppen gegliedert, entsprechend dem Siebeneck der Festungsanlage; das Gebiet der Stadt dagegen war schon damals in Rechtecke oder in Quadrate eingeteilt. Doch standen von diesen um das Jahr 1620 noch manche völlig leer, da sich die Einwohnerschaft erst auf 1200 Köpfe belief, und die überbauten Grundstücke zeigten meist nur unansehnliche Holz- oder Fachwerkbauten, die denn auch der Feuersbrunst während der Belagerung von 1622 leicht zum Opfer fielen.

Das Gebiet im Nordwesten der Stadt, das von dieser durch einen schmalen Rheinarm abgetrennt und selber wieder von einem anderen Arme durchzogen war, hieß in seiner öst-

Digitized by Google

lichen Hälfte der Niedergrund, in seiner westlichen die Mühlau. Auf dieser erhob sich in jener Zeit ein Hof, dessen letzte Reste erst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts verschwanden, und abwärts davon, an der Neckarmündung, hatte man eine Schanze in Sternform angelegt. Im übrigen war die Insel von einem Eichwald bedeckt, der schon vor der Gründung Mannheims und zwar als Jagdgebiet des Pfalzgrafen erwähnt wird.

Die Sternschanze auf der Mühlau gehörte zu den sog. Außenwerken der Festung. Solche sehen wir auf unserem Plane mehrfach eingezeichnet, so z. B. die Rheinschanze da, wo nun das im Jahre 1843 gegründete Ludwigshafen steht. Besondere Beachtung verdienen aber zwei Punkte im Süden der Stadt: Rheinhausen und Schloß Eichelsheim. Beide werden schon sehr frühe, lange ehe die Stadt Mannheim stand, als Zollstätten der Pfalzgrafen genannt. Rheinhausen, in der Gegend des jetzigen Neckarauer Überganges gelegen, war jedoch im Beginn des 17. Jahrhunderts nur noch ein Pachthof, der während der Belagerung von 1622 vorübergehend durch Schanzen befestigt wurde. Dagegen stellt sich Eichelsheim, das in der Nähe des heutigen Rheinparks stand, als ein stattliches Bollwerk dar. In einem seiner festen Türme verbrachte Johann XXIII., der von dem Konstanzer Konzil abgesetzte Papst, mehrere Jahre in strenger Haft (1415—1418), und nach der Schlacht von Seckenheim (1462) bezog Bischof Georg von Metz, der mit andern in die Hände Friedrichs des Siegreichen gefallen war, des „Bapstes Gemach" zu unfreiwilligem Aufenthalt. Bei der Gründung der Stadt Mannheim und der Feste Friedrichsburg veranstaltete Kurfürst Friedrich IV. im Schloß Eichelsheim noch ein fröhliches Festmahl; aber 16 Jahre darauf wurde es eben von der neugegründeten Feste aus in Brand geschossen, da es als Vorwerk gegen das Belagerungsheer Tillys nicht länger zu halten war. Nochmals nur notdürftig wieder hergestellt, diente Eichelsheim im heißen Sommer des Jahres 1684 dem Kurfürsten Karl gewissermaßen

Digitized by Google

zum Spielzeug, indem ein Teil der Pfälzer Soldaten als Türken verkleidet das Schloß verteidigen mußte, während es der Fürst belagerte. Bei dieser kindlichen Spielerei inmitten des sumpfigen Geländes verfiel aber der Belagerer in ein heftiges Fieber und legte den Keim zu einer Krankheit, die ihn das Jahr darnach auf das Totenbett brachte. Sein Tod wurde für König Ludwig XIV. von Frankreich der Anlaß zu dem Erbschaftsstreit um die Pfalz, und in dem Kriege, der sich daraus entwickelte, dem Orleansschen, wurde nicht nur Schloß Eichelsheim, sondern auch Mannheim mitsamt der Friedrichsburg dem Erdboden gleichgemacht.

Digitized by Google

II. Mannheim. Belagerung unter Tilly 1622.

Die zweite Tafel zeigt das belagerte Mannheim aus der Vogelschau und unterscheidet sich schon durch diese Art der Darstellung wesentlich von der vorigen. Dem Zeichner lag offenbar ein Grundplan der Stadt vor, ihre Umgebung aber behandelte er, wohl nur nach der Erinnerung, sehr frei. So stellt er das Haardtgebirge als eine Kette kegelförmiger Berge dar und rückt diese in unmittelbare Nähe des Rheines. Auf dem linken Ufer dieses Flusses fehlt die Rheinschanze, auf dem rechten das Schloß Eichelsheim und der Hof Rheinhausen; an der letzteren Stelle ist fälschlich das Dorf Ketsch gesetzt, während das viel näher liegende Neckarau und jenseits des Rheines Mundenheim auf dem Bilde nicht erscheinen. Auch von den Festungswerken vermissen wir zwei, die gerade noch vor der Belagerung fertig geworden waren, nämlich das Vorwerk gegenüber Eichelsheim und jenes am Neckar, das den Obstgarten umschloß (vergl. Tafel I).

Im Verlauf des unglücklichen Krieges, den Friedrich V. von der Pfalz, das Oberhaupt der protestantischen Union, seit dem Jahre 1619 gegen den Kaiser Ferdinand II. und die katholische Liga führte, wurde die Pfalz von dem ligistischen Heere unter Tilly überschwemmt. Am 19. September*) 1622 mußte sich Heidelberg ergeben, und unmittelbar darauf rückte Tilly vor Mannheim. Dies verteidigte der englische General de Veer mit kaum 5000 Mann pfälzischer und englischer Truppen, welch letztere der Pfalzgraf von seinem Schwieger-

*) Nach dem neuen Kalender; die zeitgenössischen Berichte rechnen noch nach dem alten.

Digitized by Google

GENTLICHE VND PERSPECTIVISCHE CONTRAFATTUR
tifizirten Statt vnd Vhestung MANNHEIMB, sambt ihren gualagen Bollwerckh
von der Rom. Kayß: Mayst. wegen, Durch den Wohlgebornen hern, hern Ihan
An: 1622 belagert vnd den 4ten Novembr: hernach

A. Der orth, an welchen die Kay. das erstemahl an-
gefangen haben zuschantzen.
B. Inßell der Niedergrundt genandt, welchen die Kayß
sich bemechtigt vnd von dannen, der Statt, am
meysten zugesetzt haben.
C. Ein Passey, die Bygräben gemacht, welche die Kayß
ohert vnd der Statt mit groben Stucken grossen schaden
D. die Statt, so von dem Pfaltzgrauischen General
Veer so ein Engellender gewesen in Brandt
ist worden.

Digitized by Google

NEMBSTER VON KURTZEN IAHRN HERO NEW. FOR
der vntern Churfr: Pfaltz gelegen, so vnuberwindtlich geschetzt gewesen; Nunmehr oben
raven von Tilli, als Feldt Obristen, angehendts des Monats Octobris

...ass Castell in welchen sich die Ifalt grävischen, nach
...m sie die Statt in Brandt gesteckt, retirirt haben.
...eckgebruck, vber welche die Pfaltzischen Soldaten,
...ach den sie die Pfaltzung mit Accord angeben haben
...passirt sondt

G. Lossau
H. Ketz
I. Meyßeburg
K. Ogersheim

Jedruck. Zu Ramberg bey
Peter Isselburg 1623

unter Tilly 1622.

Digitized by Google

Digitized by Google

vater, dem König Jakob I. von England, zur Unterstützung bekommen hatte. Aber weder an Mannschaft noch an Geschützen waren die Verteidiger dem Feinde gewachsen, und so sah sich de Veer schon bald gezwungen, die Rheinschanze aufzugeben und das stark bedrängte Schloß Eichelsheim. Um so entschiedener wandte sich der Belagerer nun gegen die Stadtumwallung selber, und dabei kam ihm trefflich zustatten, daß die Festungsgräben infolge anhaltender Trockenheit fast ganz ohne Wasser waren. Zuerst bemächtigte sich der Feind des Obstgarten-Bollwerks, wenige Tage darauf von der Mühlau her der Friedhofschanze am sog. Pestbuckel (auf dem Raume des heutigen Quadrates J 8); auch das neue Vorwerk südlich der Stadt war nicht mehr länger zu halten. Da beschloß der Festungskommandant, sich auf die Verteidigung der Citadelle zu beschränken. Jammernd und wehklagend flüchtete sich die Stadtbevölkerung in den engen Raum der Feste Friedrichsburg, die Stadt aber wurde den Flammen preisgegeben, damit sie dem Feinde keine Deckung gewähre. Allein dieser setzte sich in den Trümmern und in eben erst ausgehobenen Baugruben fest, und nun war die Citadelle von allen Seiten auf das engste umschlossen. Ihr Schicksal konnte nicht zweifelhaft sein; es fehlte an gesicherten Unterkunftsräumen für die Mannschaft, die geflüchtete Bevölkerung mußte gar auf den freien Plätzen lagern, Nahrungsmittel wie Munition gingen zur Neige, die Mannszucht unter den schlecht bezahlten Soldtruppen lockerte sich bedenklich, und nirgends zeigte sich Ersatz. Da glaubte de Veer seiner Soldatenehre genügt zu haben, und am 2. November 1622 übergab er den heiß umstrittenen Platz dem Feinde. Seinen Truppen wurde ehrenvoller Abzug bewilligt, die Bevölkerung Mannheims aber fand ihre Wohnstätten größtenteils in Schutt und Asche, und das rohe Gebaren der Sieger machte es ihr fast unmöglich, sich auch nur notdürftig auf dem Raume wieder anzusiedeln, auf dem Kurfürst Friedrich IV. erst vor wenigen Jahren mit so großen Hoffnungen die Stadt Mannheim gegründet hatte.

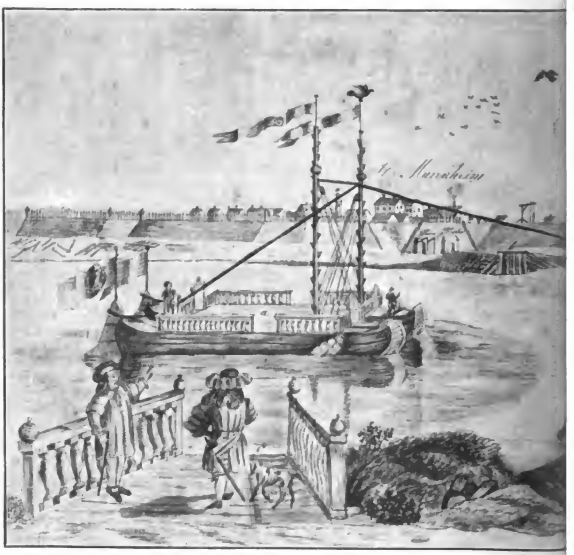
Digitized by Google

III. Fliegende Rheinbrücke zu Mannheim 1669.

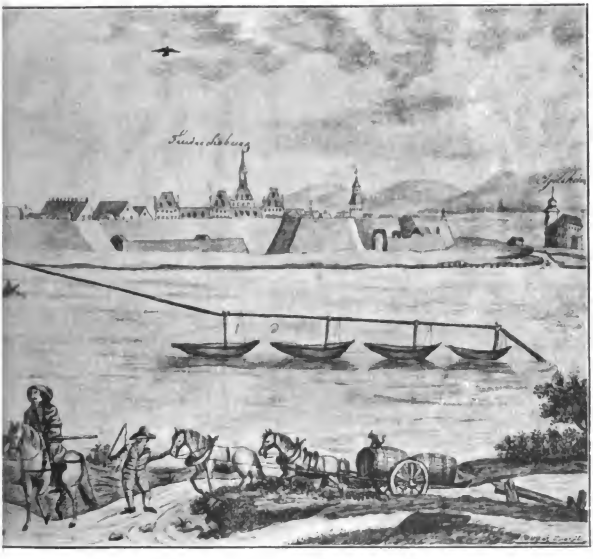
Unter Kurfürst Karl Ludwig, dem Erneuerer der Pfalz, begannen auch in Mannheim die schweren Wunden des 30jährigen Krieges zu vernarben. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erhob sich die Stadt und die Feste Friedrichsburg in dem alten Umfang, den die noch stehenden Wälle Friedrichs IV. bezeichneten. Nun wurde auch erstmals eine festere Verbindung der beiden pfälzischen Rheinufer hergestellt, während bis dahin der Übergang nur auf Nachen oder Kähnen möglich war. Im Auftrag des Kurfürsten baute Michael Tautphöus, ein Bürger des damals pfälzischen Städtchens Bacharach, im Heumonat (Juli) 1669 die oben dargestellte fliegende Brücke. Der Erbauer war nicht wenig stolz auf sein Werk; er feierte es in einem langen Gedichte als eine Brücke, der sich keine andere an die Seite stellen könne. Vor allem rühmt er, wie sie sich ohne Segel oder Ruder leicht und sicher bewege und dabei „mehr als 400 Mann, Pferde und geladene Wagen" auf einmal zu tragen vermöge. Die Zahlenangabe könnte uns übertrieben erscheinen, wenn sie nicht der Kurfürst selber in einem Briefe an seine Gemahlin bestätigte, wobei er zugleich die angenehme Art des Übersetzens hervorhob. Er schreibt am 28. August 1669: „Gestern seindt wir mit 100 pferd uff einmahl mitt der fliegenden Brück über Rhein in einem Huy gefahren. Wan ich biß Frankendahl hette also gemechlich kommen können, hette ich mich nicht wund geritten."

Diese erste Rheinbrücke Mannheims wird sich so ziemlich an der gleichen Stelle befunden haben, an der heute die

Digitized by Google



Fliegende Rhei



u Mannheim 1669.

Digitized by Google

Überfahrtsboote verkehren. Im Jahre 1705 wurde sie durch eine Schiffbrücke ersetzt, und rund 200 Jahre, nachdem Meister Tautphöus sein berühmtes Werk geschaffen, überspannte die Baukunst einer neuen Zeit den Strom mit einer eisernen Brücke (1865—68.)

Unser Bild ist aber nicht nur wegen der Darstellung der fliegenden Brücke von Wichtigkeit. Es giebt uns zugleich eine Ansicht Mannheims, von dessen Aussehen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wir sonst nur aus Grundplänen und einigen Bauvorlagen eine schwache Vorstellung gewinnen können. Die Stadt — zur Linken des Beschauers — zeigt um 1669 noch vorwiegend einstöckige Häuser, die zum Teil nur mit dem Dache über die Wälle und deren Pallisaden emporragen. Der nicht eben hohe Turm, der einzige der Stadt, gehört wohl nicht zu einer Kirche; denn freie Religionsübung war in der Stadt zunächst nur den Reformierten erlaubt, und deren stärkste Gemeinde, die französische, mußte sich um jene Zeit noch mit einer „provisionierlichen" Kirche begnügen (in R 2), während die hoch- und niederdeutsche auf die Notkirche (Bordkirche) im Rathaus angewiesen war. Das Rathaus aber erhielt im Jahre 1663 einen Glockenturm. Vermißte so der Wanderer, der sich unserer Stadt näherte, die hochragenden Gotteshäuser, so war ihm wohl ein anderer Anblick noch weniger erfreulich: der weithin sichtbare Galgen, der auf dem freien Platz zwischen der Stadt und der Friedrichsburg sich erhob. Strenge Justiz war freilich nach der Verwilderung des 30jährigen Krieges eine Notwendigkeit; aber auch noch in späterer Zeit machten unsre Vorfahren kurzen Prozeß. Von einem einzigen Geistlichen, dem Pfarrer Appelius (seit 1682 hier), wird berichtet, daß er in seiner Dienstzeit mehrere Hundert Personen zum Richtplatz begleitet habe.

Einen besseren Eindruck als die eigentliche Stadt machte die Friedrichsburg. Hier fällt vor allem das kurfürstliche Schloß in die Augen mit seinen drei Pavillons und dem stattlichen Turme. Nach den gleichzeitigen Plänen nahm es an-

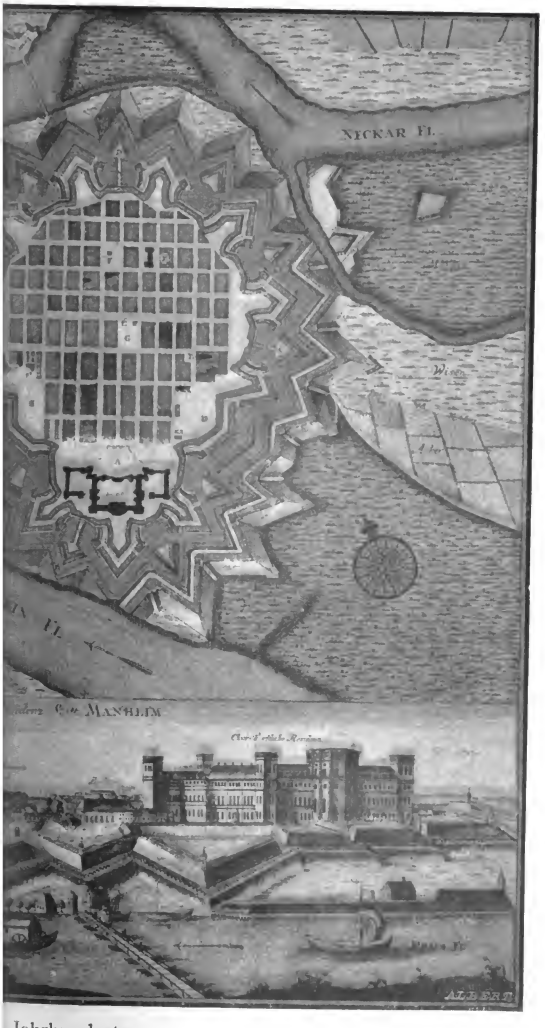
Digitized by Google

nähernd die Stelle des Mittelbaues des heutigen Schlosses ein. Der Turm weiter rechts gehörte vermutlich zu einem Thorbau; denn Kirchen gab es um 1669 in der Festung noch nicht, weshalb z. B. auch den Offiziersfrauen der Friedrichsburg Plätze in der „provisionierlichen" Kirche der Stadt angewiesen wurden, neben „des Herrn Schultheißen Eheliebster." Erst später wird eine „Festungskirch" erwähnt, die aber wohl keine andere ist als die von Karl Ludwig 1677—80 erbaute Eintrachtskirche. In den hohen Gebäuden links vom Schlosse dürfen wir wohl das Zeughaus und andere militärische Bauten erblicken, die auf den gleichzeitigen Plänen außer verschiedenen Wohnhäusern, Mühlen und einem Wirtshaus eingezeichnet sind. Rechts von der Friedrichsburg endlich zeigen sich die Reste des alten Schlosses Eichelsheim, das von seinen ehemaligen vier Ecktürmen seit der Belagerung von 1622 nur noch einen aufwies.

Digitized by Google

Mannheim. Mitt

Digitized by Google



Jahrhunderts.

Digitized by Google

Digitized by Google

IV. Mannheim im Anfang des 18. Jahrhunderts.*)

Im März des Jahres 1689 war das alte Mannheim durch die Mordbrenner Ludwigs XIV. völlig zerstört worden, und noch ein volles Jahrzehnt blieb es in dem Zustand, den ein Augenzeuge also schildert: „Alles ist ein lauter Steinhaufen und zwar so, daß man daran fast nichts sehen kann, ob Häuser oder sonst etwas dagestanden, wie denn gar an wenig Orten kaum ein Stücklein Mauer stehet, so Eines Ellen hoch ist."

Erst im Frühjahr 1700, unter Kurfürst Johann Wilhelm (1690—1716), begann man mit dem Wiederaufbau auf der alten Stätte. Der Grundplan aber, nach welchem sich nun das neue Mannheim entwickelte, unterschied sich wesentlich von jenem der ursprünglichen Anlage. Jetzt nämlich wurde das Gelände der ehemaligen Friedrichsburg zur Stadt geschlagen und dadurch diese von den Planken bis zu den heutigen Schloßplätzen erweitert. Aber auch die neue Stadt blieb von Wall und Graben umschlossen — der niederländische General von Coehorn, nach welchem die alte Wallstraße von J 3 bis H 5 genannt ist, hatte den Festungsplan entworfen — und nur drei Thore gestatteten den Verkehr mit der Außenwelt: das Heidelberger-, das Neckar- und das Rheinthor. Sie alle lagen ein gutes Stück innerhalb der jetzigen Ringstraße, da die damalige Stadt gegen den Neckar zu mit den Quadraten J und T abschloß, während sie sich nach Westen nur bis zu den Quadraten C 6 und F 6, nach Osten bis N 6 und

*) Infolge eines Versehens steht auf der Abbildung: Mitte des 18. Jahrhunderts.

Digitized by Google

Q 6 ausdehnte. Die Thorbauten, die zum Teil reichen bildnerischen Schmuck trugen, sind im Laufe unseres Jahrhunderts leider alle spurlos verschwunden, am frühesten das Heidelberger Thor (Anfangs der zwanziger Jahre), zuletzt das Rheinthor, das noch bis in die sechziger Jahre stand. Verschwunden ist auch die erste katholische Kirche des neuen Mannheim (auf dem Plane mit B bezeichnet) samt dem dazugehörenden Kapuzinerkloster, an das heute nur noch der Name Kapuzinerplatz erinnert. Andrerseits vermissen wir auf unserem Plane eine Anzahl jener öffentlichen Gebäude, die noch jetzt dem Innern unserer Stadt ihr eigenartiges Gepräge verleihen, so die Jesuitenkirche mit der ehemaligen Lateinschule (jetzt Aula) und dem Kollegium (jetzt Gymnasium), die katholische Spitalkirche, das Kaufhaus, das Zeughaus und das Theater: alles Bauten, die zur Zeit, als der Plan aufgenommen wurde (wohl bald nach 1720), noch nicht standen. Dagegen sehen wir von dem gewaltigsten Bauwerk der Stadt, dem kurfürstlichen Schlosse, sowohl den Grundriß als auch die Ansicht; allein, wie der Augenschein lehrt, folgte dabei der Zeichner nur einem ursprünglichen Entwurfe, der in der Ausführung wesentliche Änderungen erlitt. So ist z. B. der Bau, der den inneren Schloßhof vom äußeren abtrennen sollte, thatsächlich niemals ausgeführt worden. Auch konnte der Gründer des Schlosses, Kurfürst Karl Philipp, zu jener Zeit seine neue Schöpfung noch nicht benützen, sondern mußte sich noch mit dem Hause R 1, 1 begnügen, das deshalb auch auf der Ansicht als „Chur. Fürstl. Haus" bezeichnet ist. Rechts von diesem sehen wir den stumpfen Turm der „Reformierten", jetzt Konkordien-Kirche, der erst in neuester Zeit ausgebaut worden ist. Stattlicher erhebt sich der Turm des Rathauses; sein Grundstein wurde unter großen Feierlichkeiten im Jahre 1701 gelegt, er ist somit der älteste des neuen Mannheim. An ihn stößt die „Chur. Fürstl. Kirch", nunmehr Untere Pfarrkirche genannt; sie wurde von der Stadt auf Befehl des Kurfürsten (Johann Wilhelm) für die katholische Gemeinde eingerichtet. Die Lutheraner sahen

Digitized by Google

sich dagegen bei Erbauung ihres Gotteshauses lediglich auf ihre eigenen, dürftigen Mittel angewiesen, und so erhielt die „Evangelische", jetzt Trinitatis-Kirche ein nichts weniger als stattliches Aussehen. Ganz links endlich erhebt sich der kleine Turm, der das innere Rheinthor krönte.

Außerhalb der Stadtumwallung bemerken wir zunächst die Rheinbrücke mit ihrem Brückenkopf, der den Namen „Neue Rheinschanze" trägt. Die ältere nämlich, welche im Zusammenhang mit der Coehornschen Neubefestigung Mannheims angelegt worden war, hatte während des Spanischen Erbfolgekrieges der französische Marschall Villars im Jahre 1713 geschleift. Schwächer befestigt war die Neckarbrücke. Diese überschritt übrigens den Fluß nicht in der Flucht der breiten Straße, wie heutigen Tages, sondern weiter abwärts, unterhalb einer ausgedehnten Sandbank, die nach dem schweren Eisgang des Neckars im Jahre 1784 allmählich entfernt wurde. Erst die Kettenbrücke, welche von 1845 bis 1889 an der Stelle der jetzigen Friedrichsbrücke stand, wurde in die Axe der Breiten Straße gelegt. — Die Mühlau zeigte zu Anfang des 18. Jahrhunderts so ziemlich das gleiche Aussehen wie zur Zeit Friedrichs IV., nur hatte wohl in den Jahren des Krieges und der Zerstörung ihr Baumwuchs gelitten. Noch fehlt auf unserem Plane das reizende Mühlauschlößchen, in dem nachmals Karl Theodor einen Teil seiner Knabenjahre verbrachte. Erst als dieses gebaut und mit schönen Parkanlagen umgeben war, und als zahlreiche Gärten die Insel verschönten, wurde die Mühlau zu einem Lieblingsaufenthalt der Mannheimer und blieb es, bis auch dort die Schönheit der Natur den Anforderungen der modernen Handelsstadt zum Opfer fiel.

Digitized by Google

V. Mannheim. Einnahme durch die Österreicher 1799.

Im Verlaufe des langwierigen Kampfes, der seit dem Jahre 1792 zwischen dem deutschen Reiche und der ersten französischen Republik entbrannt war, brachen über das vielgeprüfte Mannheim wieder alle Schrecken des Krieges herein. Von den Franzosen ohne Gegenwehr eingenommen, wurde die Stadt zwar bald darauf, am 22. November 1795, durch die Österreicher zurückgewonnen; aber sie hatte unter der mehrtägigen, überaus heftigen Beschießung schon furchtbar gelitten, und es blieben ihr auch weiterhin mancherlei Drangsale nicht erspart; namentlich stiegen die Quartierlasten und Kriegslieferungen ins Unerträgliche. Nachdem dann der Krieg längere Zeit geruht (1797—1799), nahmen im Frühjahr 1799 wieder die Franzosen die Stadt für mehrere Monate in Besitz. So unerfreulich dies auch war, so atmete die Bevölkerung doch auf, als der französische Kommandant den Befehl gab, die Festungswerke zu schleifen. Mit lautem Jubel machte sich die ganze Einwohnerschaft an die Arbeit; denn jedermann war überzeugt, daß die Unwetter des Krieges, welche der Festung so vielen Jammer gebracht hatten, künftighin an der offenen Stadt unschädlich vorüberziehen würden. Aber so bald sollte sich die frohe Hoffnung noch nicht erfüllen. Das Niederlegen der umfangreichen Festungswerke ging nur langsam vonstatten, die Franzosen zogen auch nicht ab, wie man erwartet hatte, dagegen rückte im September 1799 ein österreichisches Heer heran, um den Feind über den Rhein zu werfen. So kam es am 18. September 1799 zu dem Gefechte, das auf unserem Bilde dargestellt ist.

Digitized by Google

Mannheim. Einnahme

Digitized by Google

e Oesterreicher 1799.

Digitized by Google

Erzherzog Karl, der einige Monate zuvor im badischen Oberlande und in der Schweiz die Franzosen besiegt hatte, befehligte die Österreicher, und unter seiner Führung wurde am Morgen des genannten Tages der 6000 Mann starke Feind von Neckarau her mit Ungestüm angegriffen. Bald waren die Franzosen auf allen Punkten geschlagen und eilten in wilder Flucht dem Rheine und der Stadt zu. Die Sieger folgten auf dem Fuße, erlangten mit Hilfe der Einwohner den Eintritt durch das Heidelberger Thor und nahmen, da ihre Geschütze die Rheinbrücke zerstört hatten, den größten Teil der Geschlagenen gefangen.

Auf unserem Bilde ist wohl der Augenblick des Gefechtes dargestellt, da sich die Franzosen noch einmal Luft zu machen suchten durch einen Angriff ihrer Reiterei, den aber die Österreicher durch das Feuer ihrer Infanterie und das Eingreifen ihrer Kavallerie zurückwiesen. Im Vordergrund links erscheint Erzherzog Karl zu Pferd, in weißem Rocke, nach der Stadt hinzeigend, gefolgt von höheren Offizieren. Sein Standpunkt ist offenbar an der Seckenheimer Straße und zwar gegenüber der Kaisershütte, die seit der Belagerung von 1795 in Trümmern lag und erst 1823 wieder aufgebaut wurde. Darnach wäre der Garten mit den Häusern links der Straße der ehemalige botanische oder Augarten, den Karl Theodor 1767 angelegt hatte.

Digitized by Google

Kurfürst Friedrich der Siegreiche 1449—76.

Friedrich I., der „Siegreiche", einer der bedeutendsten Fürsten seiner Zeit, wurde am 1. August 1425 zu Heidelberg geboren. Er war der zweite Sohn Kurfürst Ludwigs III. (1410—36) und ein Enkel jenes Ruprecht, der während der Jahre 1400—1410 die Würde eines deutschen Königs bekleidet hatte. Friedrichs Vater, dem als Reichsrichter auf dem Konzil zu Konstanz die traurige Aufgabe zugefallen war, den unglücklichen Huß zum Scheiterhaufen zu führen (1415), hatte es bei den Verhandlungen dort unangenehm empfunden, daß er der lateinischen Sprache nicht mächtig war, und um so mehr sollte daher seinen Söhnen eine tüchtige Bildung zuteil werden. Zum Erzieher des jungen Friedrich wurde Hans Ernst Landschaden von (Neckar-) Steinach bestellt, ein Sproß aus jenem pfälzischen Adelsgeschlecht, deren malerisch gelegener Stammsitz, Burg Schadeck oder das Schwalbennest, jedem Besucher des Neckarthales bekannt ist. Allein die Wissenschaft übte auf den jugendlichen Pfalzgrafen nicht die gleiche Anziehungskraft aus wie auf seinen Vater; schon früh, singt sein Hofpoet:

„Zu Waffen er Lieb gewann,
„Auch streitbarlichen Dingen,
„Wie er die mocht vollbringen:
„Und gedacht viel und oft, wie er
„Ein Heerführer und Hauptmann wär."

Und fürwahr, die Aufgabe, die ihm bald gestellt wurde, verlangte vor allem einen kernigen, wetterfesten Kriegsmann, der mit dem Schwerte in der Hand sein Recht verteidigen sollte.

Als zweitgeborener Sohn Ludwigs III. schien Friedrich ursprünglich nicht für die Thronfolge bestimmt. Da aber sein

Digitized by Google

Kurfürst Friedrich der Siegreiche 1449—76.

Digitized by Google

Bruder, Ludwig IV. (1437—49), bei seinem Tode nur einen einjährigen Sohn hinterließ, übernahm Friedrich als dessen Vormund im Jahre 1449 die Regentschaft. Kaum hatte der 24jährige Pfalzgraf die Zügel der Regierung ergriffen, so fand er sich schon im Streit mit trotzigen Vasallen oder unbotmäßigen Unterthanen, die jetzt die Gelegenheit gekommen glaubten, sich ihrer Verpflichtungen zu entledigen, und dabei von mißgünstigen Nachbarn der Pfalz bereitwillig unterstützt wurden. Das war nicht zu verwundern in einer Zeit, da das ganze Reich von Kriegsgeschrei widerhallte, da die großen und die kleinen Herrn und die Städte sich in beständigen Fehden bekämpften, während ein Kaiser an der Spitze des Ganzen stand (Friedrich III. 1440—93), dem es an der Macht, noch mehr aber an dem guten Willen gebrach, dem Zustande trostloser Zerrüttung ein Ende zu machen. Unter solchen Verhältnissen war es für den Pfalzgrafen ein Gebot der Notwendigkeit, nicht auf viele Jahre hinaus die Regierung nur vormundschaftlich zu führen, sondern seine Stellung endgültig zu sichern, und so übernahm er 1452 die Kurwürde. Seinem unmündigen Neffen sicherte er die Thronfolge, indem er ihn an Kindes Statt annahm, und er blieb ihm, wie er es gelobt hatte, allezeit ein „getreuer Vatter." Allein der Kaiser ließ sich nicht bewegen, den neuen Kurfürsten anzuerkennen, jetzt nicht und noch weniger späterhin, als Friedrich in die Reihen jener Fürsten trat, die mit dem Plane umgingen, dem unfähigen Reichsoberhaupte einen Mitregenten an die Seite zu stellen, ein Plan, der u. a. auch hier in Mannheim im Jahre 1454 zwischen dem Pfalzgrafen und dem Erzherzog Albrecht von Österreich eingehend besprochen wurde. Eben deshalb unterstützte der Kaiser vielmehr jede Bewegung, die sich gegen Friedrich richtete. Und an solchen fehlte es wahrlich nicht. Zumeist war es die Eifersucht auf die immer mehr erstarkende Macht des Pfalzgrafen, die ihm die Mehrzahl der deutschen Fürsten zu Feinden machte, und fast bis an sein Lebensende brachte er das Schwert nicht mehr in die Scheide. Unsäglicher Jammer kam mit diesen

Digitized by Google

Kriegen über sein Land, da man in jener eisernen Zeit die schonungslose Verwüstung des feindlichen Gebietes als die Hauptaufgabe betrachtete. Wohl zwang die Not den Kurfürsten, Gleiches mit Gleichem zu vergelten; aber daß er in seinem warmfühlenden Herzen den entsetzlichen Brauch verabscheute, das spricht sich deutlich in den Worten aus, die er einst an den besiegten Grafen von Veldenz richtete: „Vetter, Ihr hättet Euch und mir dies ersparen können, daß nicht so viele arme Leute darum verdorben wären".

Unter den zahlreichen Kriegen sind besonders zwei hervorzuheben, in denen der Kurfürst nicht nur Unerschrockenheit und persönliche Tapferkeit, sondern auch ein hervorragendes Feldherrntalent bewährte. Schon im ersten (1460—61) hatte er sich gleichzeitig mehrerer Gegner zu erwehren, darunter auch des Grafen von Württemberg, der die Witttwe des Kurfürsten Ludwig IV. geheiratet hatte und nun Ansprüche erhob auf den Rheinzoll von Oppenheim und Mannheim (3000 fl. jährlich). Trotz ihrer Übermacht erlitten aber die Feinde im Juli des Jahres 1460 bei Pfeddersheim, unweit Worms, eine völlige Niederlage. Schon zuvor hatte der Kurfürst auch diesseits des Rheins einen bedeutenden Erfolg errungen, indem er die Schauenburg eroberte, eine starke Feste oberhalb Dossenheim, von der aus die Leute des Bischofs von Mainz beständig das nahe Heidelberg bedrohten. Die Burg wurde nun völlig zerstört, und auch nachmals erhob sie sich nicht mehr aus ihren Trümmern. Dem gleichen Schicksal verfiel etliche Jahre darnach die benachbarte, über Schriesheim gelegene Strahlenburg, und so erwecken die beiden Ruinen inmitten der friedvollen Schönheit der Bergstraße noch jetzt die Erinnerung an jene Zeit harten und blutigen Kampfes.

Schwieriger, aber auch um so ruhmvoller gestaltete sich der zweite Krieg, der fast unmittelbar dem ersten folgte. Die Zahl der Gegner hatte sich vermehrt, der Papst hatte den Bannfluch gegen Friedrich geschleudert, und von allen Seiten drangen die Feinde in die damals ja weit zerstreuten pfälzischen

Digitized by Google

Besitzungen ein. Brennend und sengend wälzte sich schließlich der Hauptstrom von Bruchsal her gegen Heidelberg. Schon schien dieses selbst in Gefahr, der verwüstenden Hand des Gegners zum Opfer zu fallen, da gelang dem hart bedrängten Kurfürsten ein vernichtender Schlag: auf dem Felde südöstlich von Seckenheim überraschte er am 30. Juni 1462 seine gefährlichsten Gegner, den Grafen von Württemberg, den Markgrafen von Baden und dessen Bruder, den Bischof von Metz, und nach kurzem, aber heißen Kampfe mußten sich diese mitsamt ihrer Reiterschar auf Gnade und Ungnade ergeben.

So war im Augenblick der höchsten Not ein glänzender Sieg erfochten; kein Wunder, daß die Erinnerung daran auf lange Zeit im pfälzischen Volke lebendig blieb. Haftet doch der Name des Siegers noch heute an der Walstatt, auf welcher er die Macht seiner stolzen Gegner brach: „Friedrichsfeld" nannte man das Dorf, das dort im Jahre 1682 durch französische Protestanten angelegt worden ist. Von dem Denkmal freilich, das der Kurfürst selber auf dem Schlachtfeld errichten ließ, steht jetzt nur noch der hohe Sockel, seit dem Jahre 1890 gekrönt durch einen einfachen, aber würdigen Abschluß, welcher der Fürsorge des Mannheimer Altertumsvereines zu verdanken ist. Das Hauptstück dagegen, ein gewaltiges, steinernes Krucifix samt Inschrifttafel, kam, weil schadhaft geworden, unter Karl Theodor in die hiesige Altertumssammlung.

Auch Sage und Dichtkunst haben die Erinnerung an jenen Ehrentag der pfälzischen Geschichte wach gehalten. Schon bald erzählte sich das Volk und nochmals sang der Mund des Dichters von jenem „Mahl zu Heidelberg", das bei all seiner Üppigkeit den gefangenen Fürsten vor Augen führen sollte, was sie der verwüsteten Pfalz schuldeten. Allein die Geschichte meldet uns davon nichts. Streng und hart war vielmehr die Haft, in der die Besiegten büßen mußten, der Badener und der Württemberger in den festen Gewölben des Heidelberger

Digitized by Google

Schlosses, der Bischof von Metz hier zu Mannheim in jenem Burggemach, das einige Jahrzehnte zuvor auch den vom Konstanzer Konzil abgesetzten Papst Johann XXIII. beherbergt hatte. Nach monatelanger Gefangenschaft und nur gegen hohes Lösegeld erlangten die Gedemütigten endlich wieder die Freiheit.

Der Seckenheimer Sieg war für Friedrichs Herrschaft von entscheidender Bedeutung. Wohl hatte er auch weiterhin noch mancherlei Fehden zu bestehen, aber sie alle vermochten nicht, die jetzt gewonnene Stellung des Kurfürsten zu erschüttern, sie brachten ihm vielmehr nur Zuwachs an Macht und Besitz. Waren es doch rund 70 größere und kleinere Städte, Dörfer und Burgen, die er im Verlauf seiner Regierung, und zwar zumeist infolge der siegreichen Kriege, seinem Stammlande hinzufügte, darunter vor allem die reichgesegnete Bergstraße von Dossenheim bis Bensheim, bis dahin dem Bistum Mainz gehörig.

Aber mit dieser äußeren Mehrung seines Gebietes begnügte sich der Kurfürst keineswegs; emsig war er bemüht, auch im Innern die Wohlfahrt zu fördern, und durch eine gerechte und sparsame Verwaltung gelang es ihm nicht nur, die Wunden zu heilen, welche die zahlreichen Kriege seinem Lande geschlagen hatten, sondern auch die Liebe und Anhänglichkeit seiner Unterthanen zu gewinnen, die sich gerade in schweren Stunden glänzend bewährte. „Lieber Herre, wir wollen allesamt mit Euch Leib und Leben wagen, mit Euch sterben und genesen“: so riefen ihm seine Pfälzer Bauern zu, als er sie vor der Schlacht von Seckenheim zur Tapferkeit ermahnte. Mit gutem Grunde verehrten sie in ihm den treubesorgten Landesvater, der auch für das Wohl der Kleinen und Schwachen besorgt war, zumal in einer Zeit, da Raubrittertum und Faustrecht im deutschen Reiche ihr Unwesen trieben, während das öffentliche Gerichtswesen sich in trostloser Verfassung befand. Wohl hatte eben deshalb das Volk

Digitized by Google

zu den heimlichen oder Fem- (d. h. Straf)-Gerichten seine Zuflucht genommen; allein diese, wenngleich aus den rechtmäßigen Gaugerichten Karls d. G. entsprungen, waren jetzt selber schon bedenklich entartet, und Kurfürst Friedrich trug deshalb auch kein Bedenken, das nahe bei seinem Herrschersitz, zu Waldorf bestehende Femgericht aufzuheben. Dafür gab er seinem Lande jedoch ein eigenes ständiges Gericht durch die Einsetzung des Hofgerichtes in Heidelberg.

Spricht aus der ganzen Thätigkeit Friedrichs als Herrscher der Geist eines tüchtigen, seiner Aufgabe vollauf gewachsenen Fürsten, so zeigt auch das Bild, das er als Mensch uns hinterlassen hat, nicht minder erfreuliche Züge.

Die Natur hatte seiner äußeren Erscheinung die Gaben nicht versagt, mit denen wir uns die Person eines bedeutenden Herrschers gerne ausgestattet denken, und wo es die Politik erforderte, da verschmähte es der Pfalzgraf auch nicht, in allem Glanze seiner fürstlichen Würde aufzutreten. In seinem Privatleben aber legte er durchaus keinen Wert auf höfischen Prunk, und Modethorheiten gar, wie sie schon damals vom Westen her sich einzubürgern suchten, verfolgte er mit derbem Spott. So war ihm einst von Karl dem Kühnen von Burgund ein kostbarer Leibrock neuesten Schnittes als Geschenk zugesandt worden Allein der Kurfürst fand so wenig Geschmack an dieser gepriesenen „Nouveauté“, daß sein Hofnarr ein entsprechendes Gewand tragen mußte; so, dachte er, sollte auch seinen Adeligen die Lust vergehen, die Narrheit mitzumachen.

Der nüchterne, aller Verschwendung abholde Sinn läßt sich auch aus der Bauthätigkeit Friedrichs erkennen. Wir hören nichts von Lustschlössern oder ähnlichen kostspieligen Bauten; was er aufführen ließ, diente im wesentlichen zum Schutz der Residenz Heidelberg oder des pfälzischen Landes, so u. a. „Die neue Feste Friedrichsburg an der Lorscher Hart“ (Hart-Wald), das heutige Neuschloß bei Lampertheim.

Digitized by Google

Einfach und anspruchslos zeigt ihn auch die Darstellung seines Hofpoeten in den Worten:

„Er hett auch kein sunderlich Acht
„Uff seltsam Speis, wie man die macht,
„Und selten tadelt er die Speis.
„Aber uff Obst und Frucht er sunst
„War geneigt mit sundrer Lust,
„Und in hitziger Sommerzeit
„Trank er gern Wasser, wo er reitt."

Bei alledem aber war Friedrich durchaus keine trockene, prosaische Natur. Er liebte einfache Behaglichkeit, Scherz und Frohsinn ohne die steifen Formen, wie sie an manchen andern Höfen herrschten. Schachspiel, Musik und Gesang waren ihm angenehme Zerstreuung; in der Tonkunst nennt ihn der Poet sogar einen Meister, der die Regeln gründlich beherrschte, damit „die Musik nit zu lang noch korz."

Über Friedrichs Familienverhältnisse endlich ist wenig zu sagen. Treu seinem Gelöbnis bei der Adoption seines Neffen Philipp, der ja der berechtigte Thronerbe war, wollte der Pfalzgraf unvermählt bleiben. Doch hielt er dies Versprechen nur, insoweit es eine standesgemäße Ehe betraf, und verheiratete sich noch in seinen letzten Lebensjahren mit einer schönen Augsburgerin, Clara Dettin genannt. Von den zwei Söhnen, die diesem Ehebund entsprossen, wurde der jüngere der Stammvater eines jetzt noch blühenden Geschlechtes, der Fürsten von Löwenstein.

Nach den rastlosen, fast übermenschlichen Anstrengungen einer kampferfüllten Regierungszeit waren dem Kurfürsten nur wenige Jahre ruhiger und friedlicher Herrschaft vergönnt. Noch im besten Mannesalter wurde er von Kränklichkeit heimgesucht, und ehe der „Siegreiche" sein 52. Lebensjahr vollendet hatte, mußte er vor dem Allbezwinger sich beugen. Er starb am 12. Dezember 1476 zu Heidelberg und wurde seinem Wunsche gemäß in einfacher Kleidung im damaligen

Digitized by Google

Barfüßer-Kloſter (an der Stelle des heutigen Karlsplatzes) beigeſetzt. Dort ruhten ſeine Gebeine zwei Jahrhunderte lang, bis bei der Zerſtörung Heidelbergs durch die Franzoſen im Jahre 1693 die Mordbrenner Ludwigs XIV. ſie aus ihrer Gruft herausriſſen. Was ſich von den Überreſten noch zuſammenfand, verbrachte man ſchließlich in die dortige Jeſuitenkirche.

Digitized by Google

Kurfürst Friedrich IV. 1592—1610.

Friedrich IV. ist der siebente Kurfürst der Pfalz seit Friedrich I., doch stammt er nicht wie dieser aus der Hauptlinie der pfälzischen Herrscher, sondern aus der Simmernschen*), die mit seinem Großvater Friedrich III. (1559—1576) die Thronfolge übernommen hatte, nachdem der letzte Sproß der alten Heidelberger Kurlinie mit Ott Heinrich (1556—1559) zu Grab getragen worden war.

Noch unter diesem hatte die Reformation auch in der Pfalz festen Boden gewonnen, und die nun folgenden sechs Kurfürsten aus dem Simmernschen Stamme erwiesen sich allesamt als warme Verteidiger des Protestantismus; ja ihre eifrige Teilnahme an der religiös-politischen Bewegung ihrer Zeit war bestimmend für das Schicksal ihres Hauses, für dessen Glanz und dessen Niedergang.

Beim Tode seines Vaters, des Kurfürsten Ludwig VI., (1576—1583), zählte Friedrich erst neun Jahre, und infolge davon übernahm des Vaters Bruder, Johann Casimir, die Regentschaft. Unter dessen Einfluß trat der junge Pfalzgraf von der lutherischen Lehre, der sein Vater angehangen, zur reformierten (calvinistischen) über, und der Richtung, in die er noch als unmündiger Knabe gelenkt worden war, blieb er auch in seinem Mannesalter treu. Dabei aber zeigte er sich, im Gegensatz zu so manchen seiner Zeitgenossen, duldsam gegen die Andersgläubigen und hielt sich frei von gewalt-

*) Simmern, am Südabhang des Hunsrücks gelegen, in einem Seitenthal der Nahe oberhalb Kreuznach, ist jetzt Kreisstadt der preußischen Rheinprovinz.

Digitized by Google

Kurfürst Friedrich IV. 1592—1610.

Digitized by Google

Digitized by Google

samem Reformieren. So ließ er seinen lutherischen Unterthanen in der Oberpfalz, die bei seinem Regierungsantritt (1792) für ihren Glauben fürchteten, feierlich erklären, er sei nicht gemeint, jemanden seiner Unterthanen, wes Standes er auch sei, in seinem Gewissen zu beschweren; nur sollten die Oberpfälzer nicht meinen, sie hätten allein die wahre Religion und die reformierte sei verdammt. In religiösen Dingen dürfe man niemanden zwingen. Der gleiche Geist beseelte ihn auch bei seinem unausgesetzten Streben nach einer freieren Vereinigung aller Protestanten. Wohl ist durch die sog. Union, die Friedrich im Jahre 1608 endlich zustande brachte, der Zündstoff vermehrt worden, der nachher im 30jährigen Kriege zu so furchtbarer Entladung kam. Allein so wenig jener entsetzliche Krieg lediglich ein Religions-Krieg gewesen ist, so wenig dachte der Kurfürst bei seinem Vorgehen an eine Spaltung oder Schwächung des Reiches. Deutlich spricht sich dies aus in der geheimen Instruktion an einen seiner Gesandten, man solle „den Religionszwist beiseite setzen und ein herrliches Exempel an den Schweizern nehmen, die in der Religion zwar nicht einig, doch ihr Regiment und Wesen beständig erhielten."

Ein nachhaltiger Gewinn erwuchs dem Protestantismus aus der Union nicht; einen solchen hinderte schon die Lauheit und Schwerfälligkeit der lutherischen Fürsten, die wohl auch den aufstrebenden pfälzer Herrscher nur ungern als ihren Führer betrachteten, noch mehr aber dessen zunehmende Kränklichkeit und sein baldiger Tod (1610). Ungleich erfolgreicher jedoch als seine auswärtige Politik erwies sich Friedrichs 18jährige Regierung im Innern. Zunächst erstreckte sich seine Fürsorge auf die Hauptstadt Heidelberg. Die Universität erhob sich unter dem Schutze des wissenschaftlich gebildeten und für geistige Anregung lebhaft empfänglichen Kurfürsten zu einer Blüte, die auch später kaum mehr übertroffen wurde. Und nicht geringerer Gunst erfreute sich der Herrschersitz der Pfalzgrafen, das Schloß. Hier erstand in den Jahren 1601—1607

Digitized by Google

jener stolze „Friedrichsbau", der unter allen Wohnbauten des Schlosses den Stürmen der Zeit am meisten getrotzt hat, geschmückt mit den lebensvollen Standbildern der Wittelsbacher, deren letztes uns den Bauherrn selber vor Augen führt.

Die regste Bauthätigkeit aber entfaltete sich nicht in Heidelberg, sondern hier in Mannheim, das seine Gründung als Stadt eben auf Friedrich IV. zurückzuführen hat. Ein Dorf Mannheim bestand schon Jahrhunderte zuvor, und zwar wird es urkundlich erstmals im Jahre 765 erwähnt gelegentlich der Schenkung eines Gutes in hiesiger Gemarkung an das Kloster Lorsch (an der Weschnitz, westl. von Heppenheim). Seit dem 13. Jahrhundert wird es wiederholt genannt als zur pfälzischen Burg Rheinhausen gehörig, welche, wie oben gesagt ist, im Gebiete des heutigen Hauptbahnhofes, in der Nähe des Neckarauer Überganges gelegen war. Zur Zeit Friedrichs IV. bildete Mannheim bereits eine ansehnliche Gemeinde, die ihren Wohlstand namentlich dem Fleiße und der Tüchtigkeit der aus den Niederlanden hierher geflüchteten Calvinisten verdankte. Allein zum Mittelpunkt des pfälzischen Handels und Gewerbes sollte sich das aufblühende Gemeinwesen jetzt noch nicht entwickeln. Die Gunst seiner Lage an der Vereinigung zweier bedeutenden Flüsse lenkte die Augen des Kurfürsten vielmehr in eine andere Richtung. Friedrich trachtete darnach, die Pfalz zur Vormacht des Calvinismus zu machen, und daß dies zu kriegerischen Verwickelungen führen müsse, darüber konnte er nicht im Zweifel sein. Um so mehr war er eben deshalb darauf bedacht, sich für die Wechselfälle eines Krieges ein festes Bollwerk zu schaffen, an dem sich der Ansturm seiner Gegner brechen sollte. Dieser Anforderung konnte Heidelberg bei dem damaligen Stande der Kriegskunst nicht mehr genügen; wohl aber ein Platz wie Mannheim, das, von keiner benachbarten Höhe beherrscht, schon in den beiden Flüssen eine treffliche Schutzwehr fand.

Digitized by Google

Nach längeren Verhandlungen mit den Bewohnern des bisherigen Dorfes, die nicht eben freudig ihre Häuser und Grundstücke der neuen Anlage zum Opfer brachten, schritt der Kurfürst am 17. März*) 1606 zur feierlichen Grundsteinlegung. Mit ihm waren seine Gemahlin, der zehnjährige Kurprinz und der ganze Hof von Heidelberg herübergekommen, unter letzterem auch der hochangesehene Jurist und Historiker Marquard Freher, der uns eine Schilderung des für Mannheim so bedeutungsvollen Vorganges hinterlassen hat. Für die erlauchten Gäste war nahe der Einmündung des Neckars in den Rhein ein Zelt aufgeschlagen, und unter diesem verweilten sie, während die Feier mit Predigt und Gebet eingeleitet wurde. Alsdann trat Friedrich mit seinem Sohne aus dem Zelte hervor, und obwohl sich ein heftiger Sturmwind erhoben hatte und der Regen in Strömen niederging, grub der Kurfürst selber eine Grube und senkte in diese einen oben ausgehöhlten Quaderstein. In die Höhlung legte der Kurprinz eine goldene Platte, die auf der einen Seite das Bild des Kurfürsten, auf der anderen eine auf die Gründung bezügliche Inschrift trug, und schloß sodann den Stein mit einem Deckel. Nun strömte der ganze Hof herbei, und unter dessen emsigem Wettstreit erhob sich bald ein ansehnlicher Hügel über dem Grundstein. Nachdem damit die Feier auf dem Bauplatze beendet war, begab sich der Fürst mit seinem Gefolge in die Burg (Eichelsheim), und man erfreute sich da an dem „hervorragend edeln Weine, den diese Gegend erzeugt."

Die neue Anlage, die sich nun rasch erhob, war, wie zu Tafel I ausgeführt ist, eine doppelte: nach dem Rhein zu die Feste Friedrichsburg, ein geschlossenes Siebeneck, etwa das Gebiet der heutigen Oberstadt umfassend; nach dem Neckar hin die Stadt Mannheim, von Wall und Graben

*) Dies das Datum nach dem alten (julianischen) Kalender, der damals in der Pfalz noch in Geltung war; nach dem gregorianischen wäre der Tag als der 27. März zu bezeichnen.

Digitized by Google

umgeben, aber offen gegen die Friedrichsburg zu, deren Stadtseite besonders verstärkt war durch eine Reihe senkrecht eingerammter Pfähle oder Palliſaden. Zwiſchen dieſer Palliſadenreihe und den gegenüberliegenden Häuſern der Stadt zog ſich ein breiter freier Raum hin; es iſt derſelbe, den wir noch heute „an den Planken“ oder ſchlechtweg „die Planken“ nennen, eine Bezeichnung, die urſprünglich eben jenen Palliſaden der Feſtung zukam. So erinnert uns der Name jetzt noch an die Schöpfung Friedrichs IV., obgleich dieſe ſelber in Schutt und Trümmer ſank, bevor ſie nur ein Jahrhundert gedauert hatte. Denn ſchon 1622 erſtmals von einem Feinde eingenommen, wurde ſie 1689 von den Franzoſen völlig zerſtört. Dem Gründer freilich wurde es erſpart, ſolchen Jammer zu erleben; denn obgleich ſich ſchon bedrohliche Wolken am Himmel zeigten, ſo blieb doch zu ſeinen Lebzeiten die Pfalz vom Unwetter des Krieges verſchont.

Darum iſt auch von Schlachten und Kämpfen Friedrichs IV. nichts zu berichten; um ſo mehr aber erfahren wir von dem friedlichen Treiben am pfälziſchen Hofe, beſonders durch ein Tagebuch, das der junge Fürſt in den Jahren 1596–99 ſelber führte. Aus dieſen Aufzeichnungen lernen wir den Pfalzgrafen als einen muntern, lebensluſtigen Herrn kennen, den die Sorgen der Regierung nicht allzu ſehr zu bedrücken ſcheinen. Wenn er „den ganzen Tag im Rat geweſen und geſchwitzt“, ſo gönnte er ſich überreiche Erholung der mannigfaltigſten Art. Da werden Ausflüge unternommen (ſo auch nach Schwetzingen oder nach „Mannem“), Schmauſereien abgehalten, es wird gejagt, gefiſcht, turniert, „den ganzen nachmittag mit Kardten geſpielt“ u. ſ. w. Und gilt es gar, ein beſonderes Feſt zu feiern wie etwa die Taufe eines ſeiner Kinder, dann reiht ſich Vergnügung an Vergnügung in buntem Wechſel. So heißt es z. B. im Dezember 1598: „Am 14. iſt Kintaf geweſen, am 16. haben wir zum Ring gerennet, 17. haben wir den Bern gehetzet, 18. haben wir getanzet, 19. haben wir zu Fuß tornieret, 20. ſeint wir nach Darmſtadt gezogen, 21.

Digitized by Google

haben wir maskarade gangen, 22. haben wir zwei Reiher gefangen, 23. sind wir zum Entenfang gezogen, 24. haben wir ein Fuchsjagen gehabt, 25. seint wir nach Heidelberg gezogen." Besonders beliebt waren aber scharfe Zechgelage, und wenn auch der Kurfürst sich des öfteren entschließt, auf längere Zeit „das Trinken zu verreden", so vermerkt er doch wiederholt ebenso kurz als klar: „sol geweſt". Allerdings zeigte sich hierin unser Pfalzgraf nicht schlimmer als so mancher seiner damaligen Standesgenossen; und es ist wohl erklärlich, daß er, dem noch im Jünglingsalter fürstliche Macht und Unabhängigkeit zuteil wurde, den Verlockungen einer derben, genußsüchtigen Zeit bisweilen erlag. Auch ging ja Friedrich in dem ungebundenen und leeren Treiben keineswegs auf; davor bewahrte ihn schon der hohe Geist und die edle Sitte seiner Gemahlin Luise Juliane, einer Tochter des großen Niederländers Wilhelm von Oranien. Gleichwohl aber läßt sich jener unerfreuliche Zug aus seinem Leben nicht tilgen, und es ist auch nicht unmöglich, daß er mit die Schuld trug an seinem frühzeitigen Ende.

Noch ehe der Kurfürst in das reifere Mannesalter getreten war, erst 36 Jahre alt, wurde er vom Tode ereilt (9. September 1610). An seinem Grabe hielt der Hofprediger Pitiskus eine Rede, die für uns in mehr als einer Hinsicht höchst wertvoll ist. Die Vorzüge des verstorbenen Herrschers werden darin rühmend hervorgehoben; mit seltenem Freimut aber berührt der Redner auch dessen Fehler und Schwächen, „die wir recht heißen weder sollen noch wollen." Alle die Sünden jedoch glaubt er von Gott verziehen, da der Kurfürst „niemalen soweit kommen sind im sündlichen Leben, daß Sie Vermahnung zur Besserung nicht hätten leiden können." Ja, „eben darum haben Sie mich recht herzlich und beständiglich geliebet, dieweil Sie gesehen, daß ich Ihr nach Erheischung meines Amtes recht rund, doch mit gebührlicher Demut, bin unter die Augen gegangen. Und kann ich Ihrer Kurfürstl. Gnaden das mit Wahrheit nachsagen, daß, wann ich mich bei

Digitized by Google

Ihnen hab anzeigen lassen, daß ich von Amteswegen etwas unterthänigst mit Ihrer Kurfürstl. Gnaden zu reden hätte — wiewohl Sie oftmals wohl gemerket haben, was es sein werde — Sie mir doch Ihr Lebetage nie eine Audienz versaget haben."

Nicht mit Unrecht erscheint dies dem wackeren Redner „als die größte Tugend, die in einem so großen Potentaten sein kann."

Digitized by Google

Kurfürst Friedrich V. 1610—1632.

Digitized by Google

Kurfürst Friedrich V. 1610—1632.

Weit hinaus über den Rahmen der pfälzischen Geschichte ragt das Leben und Wirken des Kurfürsten Friedrich V. Sein Schicksal ist untrennbar verknüpft mit den schwersten Drangsalen, die über Deutschland je hereingebrochen sind, mit jenen grauenvollen Wirren, in die fast alle europäischen Staaten eingegriffen haben, mit dem 30jährigen Kriege: ihm verdankt Friedrich V. den Glanz einer Königskrone, aber nur, um bald darauf in desto jäherem Falle bis ins tiefste Elend hinabzusinken.

Friedrich war am 16. August 1596 geboren. Einen Teil seiner Knaben- und Jünglingsjahre hatte er zu Sedan zugebracht, an dem kleinen Hofe des Herzogs von Bouillon, des Hauptes der französischen Calvinisten; und er blieb dort zunächst auch noch, als sein Vater, Friedrich IV., im Jahre 1610 gestorben war. Denn noch fehlten dem Prinzen vier Jahre bis zur Mündigkeit, und statt seiner führte sein Vormund, der treffliche Pfalzgraf Johann II. von Zweibrücken, die Regierung.

In der Erziehung Friedrichs wurde neben einer sehr eingehenden religiösen Unterweisung das Hauptgewicht auf die fremden Sprachen gelegt; der Prinz sollte lernen, „mit fremden, ausländischen Nationen wohl umzugehen und deren Gunst und Affection zu erlangen." Dem entsprach auch der Aufenthalt am Hofe zu Sedan; denn hier konnte sich der junge Pfälzer jene französische Weltbildung aneignen, die dem Deutschen schon damals besonders begehrenswert erschien, und wenn Friedrich auch sein Lebtag freiblieb von der französischen Sittenlosigkeit jener Zeit, so bildete sich in ihm doch die

Digitized by Google

Neigung zu äußerem Prunke und zu kostspieligen Lustbarkeiten, durch die er seinem Lande schwere Lasten auferlegte.

Dort in Sedan soll auch zuerst der Plan aufgetaucht sein zu einem Schritte, der für Friedrichs Leben eine entscheidende Bedeutung gewann: zu seiner Verheiratung mit Elisabeth, der Tochter König Jakobs I. von England. Noch ehe die jungen Leute sich persönlich kennen gelernt hatten — beide zählten erst 17 Jahre — wurde durch pfälzische Abgesandte der Ehevertrag festgesetzt, und im Februar 1613 fand unter großartigem Gepränge die Hochzeit in London statt. Lediglich aus politischen Gründen war diese Ehe geschlossen worden; man knüpfte an sie auf pfälzischer wie auf englischer Seite weitgehende Hoffnungen, namentlich sollte sie der evangelischen Sache zugut kommen, indem England mit Pfalz, der führenden Macht der protestantischen Union, in engste Beziehung trat. Allein das Schicksal hat es anders gewollt. Der stolze Bau, dessen die Diplomaten sich rühmten, sank jämmerlich in Trümmer und riß in seinem Falle den Kurfürsten vom Throne seiner Väter; dauerhaft erwies sich nur, worauf die kalt berechnenden Politiker den geringsten Wert gelegt hatten, der Bund der jungen Eheleute; er wurde den beiden zu einem Herzensbunde, der ihnen in allem Elend ihres Lebens als festeste Stütze blieb.

Dem verschwenderischen Aufwand, mit dem in London das Hochzeitsfest begangen worden war — man berechnet die Kosten auf 2 Millionen Mark — entsprachen auch die Veranstaltungen, die den Einzug der Neuvermählten in der Pfalz begleiteten. Es belehrt uns darüber ausführlich ein starker Quartband aus jenem Jahre (1613), der auch die Abbildungen der zahlreich errichteten Triumphbogen enthält. Es würde zuweit führen, die Festlichkeiten im einzelnen aufzuzählen oder gar die gewaltige Menge der fürstlichen und adeligen Personen, die von überallher zum Empfang erschienen waren. Ihr Gefolge allein bildete schon ein kleines Heer, da fast jeder einzelne seinen ganzen Hofhalt mitschleppte, so daß z. B. der Markgraf

Digitized by Google

von Brandenburg-Ansbach mit 363 Personen und 411 Pferden erschien. Schon dieser eine Umstand giebt einen Begriff von der unerhörten Verschwendung, die jetzt das früher so einfache höfische Leben beherrschte; sie steht in grellem Gegensatz zu der Verarmung, die nur zu bald durch das Elend des 30jährigen Krieges herbeigeführt wurde.

Und leider äußerte sich die Prachtliebe des Kurfürsten und sein Hang zur Verschwendung nicht nur bei dieser außergewöhnlichen Gelegenheit. Die ersten Jahre nach der Verheiratung waren fast nur dem Genusse gewidmet. Die Tochter des englischen Königs sollte im Hause des ersten der deutschen Kurfürsten nichts an fürstlichem Glanze und Prunke entbehren. Deutlicher noch als die Summen, die ihr als Nadelgeld oder zur Besoldung ihres großen Hofstaates ausgeworfen waren, sprechen die Überreste der Bauten und Anlagen, mit denen Friedrich seine Gemahlin erfreuen und ehren wollte. Sie bilden zugleich in der Baugeschichte des Heidelberger Schlosses den Abschluß; denn nachmals hören wir nur noch von Zerstörung und notdürftiger Wiederherstellung. Zunächst erstand der sogenannte englische Bau auf der Vorder- oder Nordseite, wo bisher zwischen dem Faßbau und dem dicken Turme der gewaltige Festungswall Ludwigs V. (1508—44) sich hingezogen hatte. Und der westlich anstoßende Raum, den eben jener fürsorgliche Kurfürst zu einem besonders starken, mit Stücken d. h. Geschützen besetzten Bollwerk bestimmt hatte, „der Stückgarten", wurde in einen Lusthain umgewandelt und mit der Elisabethpforte geschmückt, die, wie die Überlieferung sagt, zur Überraschung der Kurfürstin in einer Nacht aufgeführt wurde. Dem leichten Sinne Friedrichs V. machte es keine Sorge, daß bei dieser Umwandlung nicht nur die Geschützmauer niedergelegt wurde, sondern ebenso auch der mächtige Halbturm, dessen Reste jetzt unter dem Namen Rondell bekannt sind. Nicht minder schwächte man die Verteidigungskraft des Schlosses im Süden und Südosten, und dies unter Aufwendung ungeheurer Kosten. Denn hier erstand unter

Digitized by Google

Leitung des französischen Ingenieurs Salomon de Caus der weltberühmte hortus Palatinus, ein großartiger Lustgarten mit Orangerie, Grotten und Wasserwerken, auf einem Gelände, das großen Teils erst der Natur abgerungen werden mußte. Das Schönste davon hat sich bis heute erhalten, die herrliche Terrasse, die sich auf den hochragenden Gewölben hinzieht.

Bevor aber das Wunderwerk völlig fertig gestellt war, trat in der politischen Lage der Pfalz eine Wendung ein, die aller Freude an Lustbarkeiten ein jähes Ende machte. Im Mai des Jahres 1618 hatten sich die böhmischen Protestanten, da sie ihre Glaubensfreiheit bedroht sahen, gegen ihren Herrn, den Kaiser Matthias, empört, und auch seinem Nachfolger, dem streng katholischen Ferdinand II., verweigerten sie den Gehorsam. Statt seiner wählten sie vielmehr im August 1619 den Kurfürsten von der Pfalz zu ihrem König, und nach längerem Zaudern nahm dieser die Krone an. Er trat damit in den Kampf gegen den Kaiser, den er selber, wenn auch widerwillig, anerkannt hatte, gegen die Macht des Hauses Habsburg, dem ganz andere Hilfsmittel zu Gebote standen als einem Fürsten aus der Reihe der unter sich selber hadernden Protestanten. Über die Gefährlichkeit des Unternehmens ließ auch das Gutachten der kurfürstlichen Räte keinen Zweifel; nicht *eines* tüchtigen und zuverlässigen Bundesgenossen war man sicher, und selbst der königliche Schwiegervater in England ließ erklären, er sei zwar nicht gegen die Annahme der böhmischen Krone, er wolle aber auch nicht als Ratgeber dafür angesehen werden.

Trotz alledem verließ Friedrich sein pfälzisches Stammschloß und hielt am 31. Oktober 1619 in Prag seinen Einzug, freudig empfangen von seinen neuen Unterthanen. Aber schon bald gab es Trübungen. Die Verschiedenheit des Hofes gegenüber dem Volke in Sprache, Sitte und Religion — die Tschechen standen der alten Kirche noch am nächsten, die calvinistischen Pfälzer hatten sich am strengsten von ihr geschieden — die Enttäuschung des böhmischen Adels, der nun

Digitized by Google

die Leitung des Landes aus seinen Händen geben sollte, die notwendige Erhebung der Steuern: dies alles diente nicht zur Befestigung der neuen Herrschaft. Die Entscheidung aber brachte der Gang mit den Waffen. Während die protestantische Union über weitschweifige Verhandlungen kaum hinaus kam, hatte die katholische Liga auf Betreiben des rührigen Herzogs Maximilian von Bayern ein Heer aufgebracht. Dies stieß zu den kaiserlichen Truppen in Böhmen, und die vereinigte Macht schlug am 8. November 1620 auf dem weißen Berg bei Prag das böhmische Heer bis zu völliger Vernichtung. Mit diesem Schlage brach Friedrichs Herrschaft, die kaum über einen Winter gedauert hatte, in sich zusammen; er war nur noch der „Winterkönig", wie ihn jetzt der hämische Spott seiner Gegner nannte, in Wahrheit ein länderloser Flüchtling, dem nicht einmal seine deutschen Anverwandten Schutz bieten wollten. Der Kaiser sprach die Acht über ihn aus, die Kurwürde ging von der Pfalz an das Herzogtum Bayern, und Friedrichs Stammland wurde trotz des mannhaften Widerstandes des ritterlichen Markgrafen Georg Friedrich von Baden durch das feindliche Heer, Bayern und Spanier, überschwemmt. Am 16. September 1622 wurde die Stadt Heidelberg von dem ligistischen General Tilly mit Sturm genommen, am 19. ergab sich die Besatzung des Schlosses, am 2. November auch Mannheim, nur das wackere Frankenthal hielt stand. Der Calvinismus wurde nun in der Pfalz rücksichtslos ausgerottet, die Universität Heidelberg verödete (in dem Matrikelbuch von 1626 ist ein neuer Student verzeichnet!), ihr Stolz, die Bibliothek wurde durch Maximilian von Bayern dem Papste zum Geschenk gemacht, obwohl sogar Kaiser Ferdinand II. ausdrücklich befohlen hatte, sie vor Raub oder Verschleppung zu schützen. Erst nach neun Jahren furchtbaren Druckes wurde der Feind genötigt, das Land zu verlassen, dank dem siegreichen Vordringen des Schwedenkönigs Gustav Adolf. Im Januar 1632 überrumpelte Bernhard von Weimar die spanische Besatzung von Mannheim, aber Heidelberg und andre

Digitized by Google

Plätze blieben noch in den Händen der Kaiserlichen, und bald litten die Pfälzer doppelt, von den alten Herrn und von den neuen. Der Kurfürst, der sich fast die ganze Zeit bei seinem Vetter Moritz von Oranien in den Niederlanden aufgehalten hatte, vergeblich bemüht, durch Verhandlungen mit den protestantischen Mächten seine alte Stellung wiederzugewinnen, war im Frühjahr 1632 in Frankfurt bei Gustav Adolf eingetroffen und von diesem gar als König von Böhmen empfangen worden. Allein Friedrichs Wünschen auf baldige Wiedereinsetzung in sein Kurfürstentum kam Gustav Adolf nur wenig entgegen. Bis in den Herbst zogen sich die Verhandlungen hin und nahmen schließlich ein unerwartetes Ende durch den Tod des Schwedenkönigs bei Lützen am 16. November 1632. Dieser letzte Schlag vernichtete nicht nur die Hoffnungen des unglücklichen Kurfürsten, er warf ihn auch auf das Krankenlager, und 13 Tage darauf, am 29. November 1632, schlossen sich die Augen des heimatlosen Flüchtlings, wenige Monate nachdem er das 36. Jahr vollendet hatte. Auch im Tode fand er noch keine Ruhe; von Ort zu Ort flüchtete man seine Leiche, bis sie endlich zu Metz beigesetzt wurde.

Die Kurfürstin überlebte ihren Gemahl um volle 30 Jahre, aber erst an ihrem Lebensabend von drückender Sorge um das tägliche Brot befreit, nachdem ihr im Jahre 1661 das englische Parlament es ermöglicht hatte, in die Heimat ihrer Kindheit überzusiedeln. Von ihren dreizehn Kindern waren drei dem Vater im Tode vorangeeilt, darunter der hoffnungsvolle Kurprinz, der beim Zusammenstoß zweier Schiffe bei Amsterdam in den Fluten untergegangen war. Das Leben der übrigen zeigt, wie das der Eltern, ein ungewöhnlich wechselvolles Geschick, zumal jenes der Söhne. Der älteste begegnet uns später als Kurfürst. Der zweite, Ruprecht der Kavalier genannt, wurde zu einem gefürchteten Kriegshelden; auf deutschem Boden fiel er in die Hände der Kaiserlichen und verbrachte drei Jahre als Gefangener. Dann trat er in den Dienst seiner königlichen Verwandten in England, Karls I. und

Digitized by Google

Karls II., und kämpfte für diese mit wechselndem Glück, aber immer unerschrocken und verwegen als Führer der Reiterscharen wie als Admiral, zum Teil gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder Moritz, der in den Wogen des westindischen Ozeans den Tod fand. Ein unstetes, abenteuerliches Leben führte der jüngste der Söhne, Pfalzgraf Philipp; im Zweikampf erstach er einen französischen Edelmann, mußte deshalb aus den Niederlanden fliehen und fiel in spanischen Kriegsdiensten gegen Frankreich.

Von den vier Töchtern sei nur eine erwähnt, Sophie, das jüngste Kind. Ihr und noch mehr ihren Kindern war ein glänzendes Los beschieden. Sie heiratete den Herzog, nachmals Kurfürsten, Ernst August von Hannover, und als die protestantische Linie der Stuarts in England ausgestorben war, bestieg ihr Sohn Georg als erster aus dem Hause Hannover den englischen Königsthron. Ihre Tochter aber, Sophie Charlotte, wurde die Gemahlin des ersten Königs von Preußen, Friedrichs I.

Digitized by Google

Kurfürst Karl Ludwig 1632—1680.

Am 7. Oktober 1649 hielt Karl Ludwig als Kurfürst seinen Einzug in Heidelberg. Siebzehn Jahre schon ruhte sein unglücklicher Vater, Friedrich V., im Grabe, längst war er selber mündig geworden (seine Geburt fällt in das Jahr 1617), aber erst jetzt konnte er das väterliche Erbe antreten. Während des großen Krieges hatte er dreimal versucht, mit Waffengewalt sein Recht zu erkämpfen, aber immer scheiterte das Unternehmen infolge der jugendlichen Unbesonnenheit des Pfalzgrafen. Auch die diplomatischen Unterhandlungen führten lange zu keinem Ziel, bis endlich der westfälische Friede (1648) auch für die pfälzische Sache die Entscheidung brachte. Zwar erhielt nun die Pfalz wieder die Kurwürde, allein ihr Ländergebiet schmolz auf nahezu ein Dritteil zusammen; denn die ganze Oberpfalz fiel an Bayern und die reiche Bergstraße, die der Pfälzer Fritz dereinst errungen, kam an Mainz. Und was übrig geblieben war, befand sich in einem traurigen, trostlosen Zustande. Die zahlreichen Wechselfälle des endlosen Krieges hatten dem unglücklichen Lande stets neue, tiefere Wunden geschlagen. Längst machte es keinen Unterschied, ob die Schweden oder die Kaiserlichen siegten; beide Teile hausten mit der gleichen unglaublichen Roheit, in sinnloser Zerstörungswut, mit der ausgesuchtesten Grausamkeit. Ganze Ortschaften verschwanden für immer vom Erdboden, die Bewohner wurden zu Tod gepeinigt oder entsetzlichem Elend überlassen, und vor der wahnsinnigen Gier der dem Hungertod preisgegebenen waren selbst menschliche Leichen nicht mehr sicher. Das einst so blühende Land lag wüst und öde, die Bevölkerung war

Digitized by Google

Kurfürst Karl Ludwig 1632—1680.

Digitized by Google

manchen Orts bis auf den fünfzigsten Teil zurückgegangen, und in den Wirren des Krieges hatte sie nicht nur ihre äußeren Güter verloren, sondern vielfach auch in sittlicher Hinsicht eine bedenkliche Einbuße erlitten.

So stand es mit dem Erbe, das Karl Ludwig überkommen hatte. Fürwahr, es bedurfte eines Herrschers von nicht gewöhnlicher Befähigung, wenn die Pfalz aus ihrem tiefen Falle sich wieder erheben sollte. Wer den Kurfürsten in früheren Jahren gesehen hatte, dem durften wohl Zweifel aufsteigen, ob er denn auch der ungeheueren Aufgabe gewachsen sei. Wohl war in seiner Erziehung nichts versäumt worden, um ihn zu seinem künftigen Berufe vorzubereiten; auch zeigte er sich geistig strebsam und empfänglich für alles Große und Schöne. Allein in stolzem Selbstbewußtsein war er oftmals wenig geneigt, sich selbst zu zügeln, und bei seinem jugendlichen Leichtsinn war das Leben am englischen Hofe, inmitten liederlicher Höflinge, doppelt gefährlich. Es bedurfte erst einer strengen Schule des Lebens mit all den Mühen und Enttäuschungen, die der Kampf um sein Erbe mit sich brachte, bis der Pfalzgraf zum ernsten Manne herangereift war. Dann aber errang er sich in der Reihe der pfälzer Fürsten den Ehrenplatz: er wurde der Vater seines Volkes, der „Erneuerer der Pfalz," wie ihn die Geschichte für immer benannt hat.

Über seine Aufgabe konnte er nicht im Zweifel sein. Zunächst galt es, durch Bekämpfung der Armut dem Volke wieder erträgliche Lebensbedingungen zu schaffen. Die glückliche Natur des Landes bot diesem Streben eine hilfreiche Hand; die Befreiung von drückenden Abgaben und Lasten und eine sparsame Verwaltung halfen weiter. Diese mußte aber auch am richtigen Punkte einsetzen: man verglich deshalb in ausführlichen Tabellen die bestehenden Zustände mit denen der früheren Zeit, man sandte Beamte in die reichen Länder Holland und Frankreich, um die dortigen Finanzverhältnisse eingehend zu untersuchen. Gleichzeitig mußte aber auch für

Digitized by Google

Hebung von Sitte und Bildung Sorge getragen werden, Ordnung und Gesetz an Stelle der Verwilderung treten. Auf alle Gebiete des staatlichen Lebens war das Auge des Kurfürsten gerichtet, überall suchte er in Arbeit und Entsagung selber ein Beispiel zu geben. Seine Beamten kannte er genau, und wenn ihm seine Räte zur Besetzung von Stellen Vorschläge einreichten, so ließ er es an kurzen, treffenden Randbemerkungen nicht fehlen. „Ist treu und fleißig, wann er nur nicht verdorben wird," hieß es da bei einem; weniger Lob erntet ein andrer, der in Ruhestand versetzt werden soll: „Freilich! und er so lang ruh', bis er das Nachmittag Vollsaufen und was dran hängt" lassen kann. Wie alle bedeutenden Herrschernaturen griff er gern überall persönlich ein, bei seinem leicht gereizten, leidenschaftlichen Wesen schoß er aber nicht selten über das Ziel hinaus. Gelegentlich verspürten dies auch andre als seine Unterthanen, wie z. B. der bayerische Gesandte, der sich anläßlich der Kaiserwahl zu Frankfurt (1658) erlaubte, von der „verwirkten Kurwürde" der Pfalz zu sprechen. Der Kurfürst geriet darüber in unbändigen Zorn und warf dem Sprecher ohne weiteres das Tintenfaß an den Kopf!

Mit seinem Volke verkehrte Karl Ludwig in patriarchalischer Weise. Gern nahm er auch an ihren Freuden und Vergnügungen teil, an den Jahrmärkten und Kirchweihen, und wenn die Heidelberger Jugend nach alter Sitte den Sommer anfang, so zog sie auch hinauf zum kurfürstlichen Schlosse, wo sie wie im Bürgerhause eines Geschenkes sicher war. Dankbar zeigte sich der Fürst für alle die kleinen Gaben, mit denen er vom Volke bedacht wurde. Da boten ihm Landmädchen die ersten Kirschen oder Trauben dar, ein Jäger brachte ihm einen schönen Biber, die Fischer von Seckenheim spendeten die ersten Maifische, und keiner ging weg ohne ein Geschenk von einem Thaler oder mehr. Über alle diese kleinen Ausgaben wurde genau Buch geführt, und in dem uns erhaltenen Verzeichnis finden wir auch sonstige, für den Kurfürsten bezeichnende Posten. Da erhält dieser oder jener Beamte zu einem Familien-

Digitized by Google

feste eine Ehrengabe, wie z. B. der Konrektor in Mannheim zur Hochzeit 22 Gulden, tapfere Soldaten werden bedacht, auch geschickte Kundschafter, die in Feindesland gehen, wie der Schwanenwirt Bertaud von Mannheim, der nach Paris gesandt worden war.

Besonders lehrreich aber ist der Vergleich, den wir mit den Ausgaben früherer Zeit anstellen können. Wo es ihm aus politischen Gründen angezeigt schien, da entfaltete auch Karl Ludwig kaum geringeren Glanz als sein Vater und Vorgänger, Friedrich V. Allein sein sparsamer Sinn zeigt sich unverkennbar, wenn wir von den sonstigen Ausgaben nur wenige einander gegenüberstellen. Da heißt es z. B. für Einkauf von Silbergeschirr und Besuch der Frankfurter Messe bei Friedrich V. 94 500 fl., bei Karl Ludwig 6500; für Bauzwecke dort 17 000, hier 1100 fl., für Brennholz verbrauchte jener 6000 fl., dieser 1900 u. s. w. Ganz ohne Vergleich bleibt eine Ausgabe Karl Ludwigs: für Ausbesserung der Stiefel 8 Kreuzer! Vielfach freilich bezeichnete man die Sparsamkeit des Kurfürsten geradezu als Geiz, und namentlich seine von Schulden bedrängte Mutter und sein Bruder Ruprecht führten darüber bittere Klage. Allein dem schwergeprüften Volke wurde der karge Sinn seines Fürsten zum Segen. In überraschend kurzer Zeit waren die schwersten Wunden vernarbt, und die so lange versiegten Quellen des Wohlstandes begannen von neuem zu fließen. Gleichsam als Wahrzeichen, daß „fröhlich Pfalz" wieder erstanden, erhob sich jetzt im Schloßkeller zu Heidelberg an Stelle eines älteren ein neues, größeres Faß, das Karl Ludwig mit folgenden Versen zieren ließ:

„Was Feindeshand, was Schwert verheert,
Was Kriegesfeuer hat verzehrt
In diesem Lande, Schloß und Stadt,
Der fromme Fürst erneuert hat;
Gott segne diese Pfalz bey Rhein
Von Jahr zu Jahr mit gutem Wein,
Daß dieses Faß und andre mehr
Nicht, wie das alte, werden leer."

Digitized by Google

Aber nicht nur im offenen Lande, dem des Himmels Güte sichtlichen Segen brachte, auch hinter den Mauern und Wällen der Städte regte sich neues, vielverheißendes Leben. Nächst Heidelberg hatte sich vornehmlich Mannheim der väterlichen Fürsorge des Kurfürsten zu erfreuen. Die Festungswerke, die im 30jährigen Kriege teilweise zerstört worden waren, wurden jetzt wiederhergestellt, und rasch hob sich der Stand der Bevölkerung, da die Aufhebung von mancherlei Lasten und die zugesicherten Freiheiten von überallher Ansiedler herbeilockten. Der Kurfürst fragte nichts nach dem religiösen Bekenntnis, er wollte fleißige Bürger, und so kehrten nicht nur die während des Krieges geflüchteten Wallonen hierher zurück, sondern auch die Wiedertäufer, die vordem in der Pfalz für durchaus rechtlos erklärt worden waren, durften sich in Mannheim niederlassen. Die Versöhnung und Eintracht der christlichen Konfessionen lag Karl Ludwig besonders am Herzen, und diesem Geiste religiöser Duldsamkeit verdankte die neue Kirche ihren Ursprung, die er hier erbauen ließ. Ihren Platz hatte sie da, wo heute der linke Schloßflügel steht. Bei ihrer feierlichen Einweihung (1679) bestiegen nach einander ein reformierter, ein lutherischer und ein katholischer Geistlicher die Kanzel, um das neue Gotteshaus als Tempel „der Heiligen Eintracht“ (Sanctae Concordiae) zu feiern.

Der neue Bau sollte aber nur kurze Zeit bestehen: kaum waren zehn Jahre vergangen, da sank er schon in Trümmer unter den Händen jener französischen Mordbrenner, der Soldaten des „allerchristlichsten Königs“, welche im Orleansschen Kriege (1688—1697) die Pfalz noch gründlicher verwüsteten, als dies selbst im 30jährigen Kriege geschehen war. Karl Ludwig wurde zwar noch vor dieser furchtbaren Zeit durch den Tod abberufen, aber deren Vorboten hat ihm ein unbarmherziges Geschick noch vor Augen geführt. Die Ländergier und der freche Übermut Ludwigs XIV. von Frankreich brachten dem deutschen Reiche neue Kämpfe, und seit dem Jahre 1674 durchzogen französische Heere die Pfalz. Karl Ludwig hatte

Digitized by Google

alles versucht, mit Frankreich in ein gutes Verhältnis zu treten, und eben um dies zu erreichen, war auch seine älteste Tochter, Elisabeth Charlotte, im Jahre 1671 an den Herzog von Orleans, den Bruder Ludwigs XIV., verheiratet worden. Allein dieses schwere Opfer war völlig umsonst; die Pfalz, das Grenzgebiet Deutschlands gegen Frankreich, wurde zum Hauptschauplatz eines langwierigen Krieges. Karl Ludwig mußte sehen, wie das pfälzische Land, an dessen Wohlstand er seit zwanzig Jahren unermüdlich gearbeitet hatte, wieder der Verarmung entgegenging, und in ohnmächtiger Verzweiflung forderte er den französischen Oberbefehlshaber Türenne zu persönlichem Zweikampf heraus, um so das eigene Leben für das seiner Unterthanen einzusetzen. Türenne lehnte die Forderung ab, der Krieg ging weiter, und selbst der Friede von Nymwegen (1679) befreite die Pfalz noch nicht vollständig von den französischen Bedrängern.

So verbitterten dem Kurfürsten die politischen Verhältnisse gerade die letzte Lebenszeit mit herbem Kummer. Solcher aber war ihm auch in seinem Familienleben schon während des ersten Jahrzehnts seiner Regierungszeit nicht erspart geblieben. Der Grund lag in dem Ehebund, den er 1650 mit Charlotte, der Tochter des Landgrafen von Hessen-Kassel, geschlossen hatte. Mangelnde Neigung auf Seiten der Prinzessin und der launenhafte, herrschsüchtige Sinn des Kurfürsten machten das Verhältnis zu einem unerquicklichen, bis sich schließlich (1658) Karl Ludwig von seiner Gemahlin trennte und die durch Anmut und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete Luise von Degenfeld heiratete. Mit dieser lebte er nun fast zwanzig Jahre lang in glücklichster Ehe; allein die Kinder, die diesem Bunde entsprossen, waren nicht ebenbürtig, und der einzige Sohn, den die Kurfürstin Charlotte geboren hatte, der Kurprinz Karl, kränkelte schon früh, so daß Karl Ludwig das baldige Aussterben seines Hauses, der Simmernschen Linie, voraussehen mußte. Luise von Degenfeld hatte anfänglich ihren Hof zu Schwetzingen, solange die Kurfürstin, die nicht

Digitized by Google

in die Ehescheidung einwilligen wollte, noch in Heidelberg weilte. Erst als diese zu ihrer Mutter nach Kassel zurückgekehrt war, zog die neue Gemahlin — sie führte nun den Titel einer Raugräfin der Pfalz — auf dem Schlosse in Heidelberg ein. Oftmals hielt sie sich mit dem Kurfürsten auch in Mannheim auf, und nach ihrem Tode fand sie hier auch ihre letzte Ruhestätte, zunächst in der Lieblingsschöpfung ihres Gemahls, der eben gegründeten Eintrachtskirche; da diese jedoch nach der Zerstörung Mannheims im Jahre 1689 nicht mehr aufgebaut wurde, übertrug man die Gebeine in die Konkordienkirche, in deren Gruft sie jetzt noch ruhen.

Karl Ludwig überlebte die Raugräfin um drei Jahre. Hier in Mannheim verbrachte er die letzten Tage seines Lebens, von einer heftigen Krankheit ergriffen. Als sein Ende herannahte, es war am 26. August 1680, wollte man ihn nach Heidelberg verbringen; aber er gelangte nur noch bis Edingen. Dort verschied er im Schatten eines mächtigen Nußbaumes, 63 Jahre alt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte (Lise-Lotte).

Digitized by Google

Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte.

Unter allen Frauengestalten des pfälzischen Hauses verdient keine unsere Beachtung in so hohem Grade wie die Pfalzgräfin Elisabeth Charlotte. Die längste Zeit ihres Lebens mußte sie wider ihren Willen am französischen Königshofe zubringen, an der Seite eines Mannes, den sie nicht lieben, noch weniger achten konnte, inmitten einer Umgebung, die von einer tiefgehenden sittlichen Fäulnis erfaßt war. Und in solchen Verhältnissen zeigte sie sich trotz mancher Schwächen, die wir nicht leugnen können, doch als ein trefflicher, von keinem unreinen Hauche berührter Charakter, und — was wir als Deutsche ihr zu besonderem Ruhme anrechnen müssen — sie blieb auch in der Fremde ihr Leben lang eine kerndeutsche Frau.

Die Geschichte ihres äußeren Lebens ist eng verknüpft mit der ihrer pfälzischen Heimat. Was sie aber in ihrem Inneren erlebte, was sie gefühlt und gedacht in Freude und Leid, das melden uns die zahllosen Briefe, die sie während eines Zeitraums von fünfzig Jahren an ihre liebsten Verwandten und Freunde geschrieben hat; und diese Briefe lassen uns tief in ihr Inneres blicken, bis auf den Grund ihres Herzens.

Elisabeth Charlotte oder Liselotte, wie man sie im elterlichen Hause nannte, wurde am 29. Mai 1652 geboren als die einzige Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig aus seiner Ehe mit Charlotte von Hessen-Kassel. Infolge der Trennung ihrer Eltern kam sie schon als Kind nach Hannover, um bei der trefflichen Schwester ihres Vaters, der Herzogin Sophie, ihre erste Erziehung zu erhalten. Im neunten Jahre kehrte

Digitized by Google

sie nach Heidelberg zurück. Ihr Vater hatte sich inzwischen mit der zur Raugräfin erhobenen Freiin von Degenfeld vermählt, und in dieser fand Liselotte eine zweite Mutter. Frisch und munter, nicht selten ausgelassen, aber gesund an Seele und Leib, wuchs sie nun zur Jungfrau heran. Die strenge Zucht und das einfache, fast bürgerliche Leben am Hofe ihres Vaters war nicht dazu angethan, sie in irgend einer Weise zu verwöhnen. Ihr immer fröhlicher Sinn stand aber auch nicht nach ausgesuchten Vergnügungen; lustige Spiele mit ihren Stiefgeschwistern, das Umherschweifen in Wald und Feld, zu Fuß oder in kühnem Ritt, frei von allem höfischen Zwang, das war nach ihrem Herzen. Noch in hohem Alter gedenkt sie der einfachen Genüsse ihrer Kindheit: „Gott, wie oft habe ich auf dem Berg Kirschen gegessen, morgens um fünf Uhr, mit ein gut Stück Brod; damals war ich lustiger als ich jetzt bin."

Auf die fröhliche Jugendzeit folgten aber lange Jahre eines kummervollen Lebens. Zweimal schon hatte der sonst so strenge Vater seinem Liebling nachgegeben und ihr erlaubt, die Fürsten abzuweisen, die um ihre Hand geworben hatten. Da tauchte ein neuer Heiratsplan auf: König Ludwig XIV. von Frankreich begehrte die Pfalzgräfin zur Gattin für seinen Bruder, den Herzog Philipp von Orleans. Obwohl Liselotte gerade diesem Freier am wenigsten ihr Herz schenken konnte, war dem Kurfürsten der Antrag willkommen, denn er glaubte nicht anders, als daß die Verschwägerung mit dem französischen Königshause allein imstande sei, die schwere Gefahr abzuwenden, die seinem Lande von der wachsenden Macht Frankreichs drohte. Deshalb fand er auch wenig Bedenkliches darin, daß seine Tochter mit der Hand des französischen Prinzen auch den katholischen Glauben annehmen sollte, und noch weniger stritt dagegen seine religiöse Überzeugung. Hatte er doch selber allezeit mehr das Gemeinsame als das Trennende der christlichen Konfessionen betont und nach deren Wiedervereinigung gestrebt. Aber unerfreulich ist es, daß er seinen protestantischen

Digitized by Google

Glaubensgenossen gegenüber den Schein wahren wollte und deshalb die Sache so darstellte, als ob seine Tochter wider sein Wissen und Wollen zur katholischen Kirche übergetreten sei. Er selber hatte vielmehr dazu gedrängt, und Liselotte fügte sich in kindlichem Gehorsam dem Willen ihres Vaters. Im Jahre 1671, neunzehn Jahre alt, ging sie nach Frankreich, von dem Kurfürsten bis Straßburg begleitet. Den erschütternden Abschied dort hat sie nie vergessen; noch ein halbes Jahrhundert später, als sie Straßburg wieder besuchte, konnte sie nur unter bitteren Thränen an dem Hause vorüberfahren, wo sie ihren Vater zum letztenmal gesehen hatte. Der französische Staat jener Zeit war die tonangebende Macht, der Hof Ludwigs XIV., an dem die Pfalzgräfin von jetzt ab blieb, der glanzvollste Europas. Aber bei allem Stolz auf ihren fürstlichen Rang empfand Liselotte doch bald, daß sie in eine Umgebung gekommen war, in der sie niemals recht heimisch werden konnte. Ihre gesunde Natürlichkeit und ihr ehrbares Wesen standen in schroffstem Widerspruch zu der Verzerrtheit und Zuchtlosigkeit, die dort fast alle beherrschte. Am wenigsten machte davon ihr Gatte eine Ausnahme; aber in dem Gefühl der einmal übernommenen Pflicht bezwang Liselotte ihre Abneigung und suchte Trost in der gewissenhaften Erziehung der Kinder, welche ihrem Ehebund entsprossen. Dem König kam sie mit der Ehrfurcht entgegen, die sie dem gebietenden Herrn schuldig zu sein glaubte; ihr klarer Verstand erkannte aber in ihm auch den bedeutenden Herrscher, und die Beweise seiner Gnade waren ihr darum doppelt willkommen. Um so schwerer kam sie in ein erträgliches Verhältnis zu denen, die ihr, wie sie meinte, die Gunst des Königs zu entziehen suchten. So war ihr namentlich Frau von Maintenon, die einflußreiche Geliebte Ludwigs XIV., aufs tiefste verhaßt, und sie gab diesem Hasse in den Briefen an die Ihren den unverblümtesten Ausdruck. Wohl ging sie hierin zu weit, fortgerissen von ihrem leicht gereizten Wesen, einem Erbteil ihres Vaters. Allein ruhige Gelassenheit konnte man dort nicht von ihr verlangen, wo sie soviel Kummer erleben mußte.

Digitized by Google

Gleichsam als wolle man ihren heranwachsenden Sohn absichtlich ins Verderben führen, wählte ihr eigener Gatte zum Erzieher des Prinzen einen der verworfensten Menschen aus seiner unwürdigen Umgebung, und dem unheilvollen Einfluß dieses Erziehers erlag Liselottens Sohn völlig. Sie konnte es nicht hindern, aber sie scheute sich auch nicht, ihre mütterlichen Rechte auszuüben, wo sie sich dazu befugt glaubte. Dies führte einst zu einem höchst bemerkenswerten Auftritt. Der junge Herzog sollte sich verloben, aber Liselotte wollte von der Schwiegertochter, die der König bestimmt hatte, nichts wissen. Als nun dennoch die Verlobung gefeiert wurde, geriet Liselotte in solchen Zorn, daß sie ihrem Sohne vor versammeltem Hofe eine schallende Ohrfeige gab. Das gute Verhältnis zum König wurde dadurch stark getrübt, und es schlug vollends ins Gegenteil um, als er ihr durch seine äußere Politik schweres Herzeleid bereitete.

Schon während des Krieges, den Ludwig XIV. 1674—1678 mit dem deutschen Reiche führte, war die Pfalz von den Franzosen schwer heimgesucht worden, und als bald darauf ihr Vater starb, fühlte sich Liselotte tief erschüttert in dem Gedanken, daß der Kummer über die französischen Gewaltthaten den Tod ihres Vaters herbeigeführt habe. Aber das Schlimmste kam erst. Im Jahre 1685 starb auch ihr Bruder, der Kurfürst Karl, und nun erhob der französische König den unerhörten Anspruch auf einen Teil der Pfalz. Dem Wohle ihres Landes hatte Liselotte einst das Glück ihres Lebens geopfert: jetzt scheute sich Ludwig XIV. nicht, ihren Namen zu mißbrauchen zum Vorwand für einen Verwüstungszug gegen die Pfalz, der selbst die Gräuel des 30jährigen Krieges noch weit überbot. Die sonst so heitere Natur der Pfälzerin, die dem Leben stets die beste Seite abzugewinnen wußte, hat die furchtbaren Eindrücke jener Zeit niemehr ganz überwunden; nach vielen Jahren noch schreibt sie: „Wenn ich Mannheim, Schwetzingen oder Heidelberg wieder sehen sollte, glaube ich, daß ich es nicht mehr würde ausstehen können und vor

Digitized by Google

Thränen vergehen müßte; denn wie alle Unglück dort geschehen bin ich länger als sechs Monate gewesen, daß sobald ich die Augen zugethan, habe ich die Örter in Brand gesehen, bin mit Schrecken aufgefahren und länger als eine Stunde geweint, daß ich geschluchzt habe."

In diesen trüben Zeiten blieb ihr als einziger Trost der briefliche Verkehr mit den Lieben in der Heimat, der ihr nun immer mehr zu einem Herzensbedürfnis wurde. Es erregt wohl jedermanns Staunen, wenn er erfährt, daß ihre Briefe, wie sie uns gesammelt vorliegen, mehr als dreißig stattliche Bände füllen. Schon der Umfang dieser Sammlung weist auf die Fülle von Stoff, die uns die Briefe bieten für die Geschichte der Zustände und Sitten jener Zeit, vor allem aber für die Schicksale und die ganze Persönlichkeit Liselottens. Die Briefe atmen alle eine so köstliche Frische und Lebendigkeit, daß man die Schreiberin leibhaft vor sich sieht; man liest nicht mehr, man hört sie sprechen und glaubt ihr aufs Wort, wenn sie sagt: „Ich nehme kein Blatt vors Maul." Sie schmeichelt wahrhaftig nicht; schildert sie doch selber ihr Äußeres folgendermaßen: „Ich habe kleine Augen, kurze, dicke Nase, platte, lange Lippen, große, hangende Backen, ein groß Gesicht und bin gar klein von Person, dick und breit; Summa Summarum, ich bin ein gar häßlich Schätzchen." In fröhlicher Laune liebte sie solche Übertreibungen; von einer ihrer Kammerfrauen sagt sie einmal: „Sie sprach wie eine Ent und hatte ein Gesicht wie eine vertretene Krott." Diese Art der Sprache voll Witz und malerischer Derbheit zeigt aber auch die ächte Pfälzerin, die sie in ihrem ganzen Wesen zeitlebens blieb. Die Erinnerung an die Pfalz, namentlich an Heidelberg, Schwetzingen und Mannheim war ihr tief ins Herz gegraben; von unserer Stadt schreibt sie einmal an ihre Stiefschwester: „Mannheim ist ein warmer Ort; ich erinnere mich, daß wir einmal in der Mühlau zu Nacht aßen, den 1. Mai. Alles war ganz grün. Es kam ein schreckliches Donnerwetter, als wenn Himmel und Erde sich aufthun wollten. Euer Fran

Digitized by Google

Mutter wurde bang, aber sie konnte doch das Lachen nicht halten, als sie die Grimassen sah, so die Furcht meiner Hofmeisterin, der Jungfer Kolbin, zuwege brachte." Die „grüne" Mühlau würde die Pfalzgräfin heute vergeblich suchen; eher würde sie Schwetzingen wiedererkennen, wo ja auch heute noch „unerhört viel Schnacken seind". Wie Liselotte keine Luft für gesünder hält als die auf dem Heidelberger Schlosse, so steht ihr auch die pfälzische Küche hoch über der französischen: „Ich kann weder Thee, Kaffee noch Chocolade vertragen; Thee kommt mir vor wie Heu; man hat hier auch keinen braunen Kohl, noch gut Sauerkraut. — Sauerkraut mit Hecht, ein guter Krautsalat mit Speck, diese delikaten Speisen sind meine Sach."

Wenngleich sie auch dieser Äußerlichkeiten des Lebens gerne gedenkt, so geht sie doch in solchen Erinnerungen nicht auf. Auch ist es nicht das pfälzische Wesen allein, sondern das deutsche überhaupt, das ihr ins Herz geschlossen blieb, und dies in einer Zeit, wo die Vorliebe für französische Art die vornehmen Kreise Deutschlands fast schon völlig beherrschte. „Ich halte es für ein großes Lob", schreibt sie, „wenn man sagt, daß ich ein deutsches Herz habe und mein Vaterland liebe; dies Lob werde ich, ob Gott will, suchen bis an mein Ende zu behalten." Sie kann es daher auch nicht begreifen, wie Deutsche ihre Kinder nach Frankreich schicken mochten, wo sie „statt was gutes lauter Untugenden lernten." Noch im Jahre 1706 schreibt sie: „Könnte ich mit Ehren nach Deutschland, so würdet ihr mich bald sehen; Deutschland war mir lieber und fand es angenehmer, wie es weniger Pracht und mehr Aufrichtigkeit hatte; nach Pracht frage ich nicht, nur nach Redlichkeit, Aufrichtigkeit und Wahrheit." Diese deutsche Gesinnung aber hält sie nicht etwa nur Frankreich gegenüber aufrecht; auch ihren deutschen Verwandten, die in England lebten, kann sie es nicht verzeihen, daß sie von ihrem Vaterlande so wenig halten: „ein rechter, aufrichtiger Deutscher ist besser als alle Engländer miteinander. Die anders als deutsch

Digitized by Google

sein wollen und ihre Nation verachten, die so seyn, daugen in der Regel nicht ein Haar."

Solche Aussprüche machen es begreiflich, daß man zu Versailles die Fürstin, die von so ausgeprägter deutscher Gesinnung beseelt war, mit Ingrimm die fière Palatine nannte, die stolze Pfälzerin: eine Benennung, die zum Ehrennamen für sie geworden ist.

Mit Ludwig XIV. versöhnte sich Liselotte erst nach Jahren wieder, zunächst freilich mehr äußerlich, aus Anlaß des Todes ihres Gemahls im Jahre 1701. Als aber der König das Glück seines Reiches wie seines Hauses erbleichen sah, da trat ihm Liselotte in warmer Teilnahme immer näher. Jetzt lernte er sie in ihrem ganzen Werte kennen; ihr ungeheucheltes Mitgefühl rührte ihn, und noch auf dem Totenbett versicherte er sie, er habe sie stets gern gehabt, mehr als sie gemeint.

Nach dem Tode des Königs wäre es Elisabeth Charlotte möglich gewesen, eine politische Rolle zu spielen; denn ihr Sohn wurde nun Regent an Stelle des noch unmündigen Enkels Ludwigs XIV. Allein sie schreibt: „Ich habe mir vorgesetzt, mich in nichts in der Welt zu mischen. Frankreich ist gar zu lange leider durch Weiber regiert worden; ich will nicht die Ursach sein, was mich anlangt, daß man dasselbige von meinem Sohne sagen kann. Ich will das gut Exempel geben, meinem Sohn dadurch die Augen zu öffnen, sich von keinem Weib, welches es auch sein mag, regieren zu lassen." Bei aller Zurückhaltung aber war ihr doch kein sorgenloser Lebensabend beschieden. Sie sah die Stellung und sogar das Leben ihres Sohnes von feindlichen Parteien bedroht, und ihr mütterliches Herz litt schwer darunter. Denn mochte ihr der Sohn auch manchen Kummer bereitet haben durch seinen Lebenswandel, so liebte sie ihn doch noch immer mit Zärtlichkeit. „Mich däucht", schreibt sie einmal, „man kann seine Kinder nicht vergessen, was sie einem auch zuleid thun mögen." Sie hatte denn auch die Genugthuung, daß der Sohn für diese Liebe sich dankbar erwies und ihr die letzten Lebenstage freundlich

Digitized by Google

zu gestalten suchte. „Seine Visiten", sagt sie, „sind mir gesunder als das Quinquina (ein Arzneimittel); sie thun mir nicht wehe im Magen und erfreuen mir das Herz; er verzehlt mir als etwas Possierliches, so mich lachen macht, denn er hat Verstand und verzehlt gar artig."

Am 8. Oktober 1722 beschloß Liselotte ihr Leben, betrauert von nicht wenigen selbst desjenigen Landes, in welchem sie sich stets fremd gefühlt hatte. Der Herzog von Saint-Simon, einer ihrer bedeutendsten Zeitgenossen, schildert sie in folgendem Bilde: „Eine Fürstin ganz aus der alten Zeit, anhänglich an Tugend, Ehre, Rang und Größe; in Sachen des Anstandes unerbittlich; eine treffliche und treue Freundin, zuverlässig, wahr, gerade, derb; in allen ihren Sitten sehr deutsch und bieder." Und Massillon, der von Ludwig XIV. hochgeachtete Prediger, durfte an ihrem Grabe sagen: „Hier ist ein Fürstenleben, von dem man ohne Furcht den Schleier wegziehen kann. Ein edler Freimut, den die Höfe so selten kennen, machte sie dem König lieb und wert; er fand bei ihr, was die Könige sonst selten finden, die Wahrheit."

Digitized by Google

Kurfürst Johann Wilhelm 1690—1716.

Digitized by Google

Kurfürst Johann Wilhelm 1690—1716.

Mit dem Bruder der Liselotte, Kurfürst Karl (1680—85), war die Simmernsche Linie ausgestorben, und die Kur ging auf die Neuburger Pfalzgrafen über, die zugleich auch die Herrschaft der niederrheinischen Herzogtümer Jülich und Berg in Händen hatten. Der erste Kurfürst aus diesem Hause war Philipp Wilhelm (1685—90), der zweite sein Sohn und Nachfolger Johann Wilhelm.

Unter den schwierigsten Verhältnissen übernahm dieser, 32 Jahre alt, die Regierung. Befand sich doch eben damals (1690) der Kern seiner Besitzungen, die rheinische Pfalz, in einem unsäglich traurigen Zustande infolge des Orleansschen Krieges, den Ludwig XIV. von Frankreich 1688 begonnen hatte. Allerdings traf jener Krieg das ganze deutsche Grenzland am Rhein; aber nirgends hausten die französischen Mordbrenner entsetzlicher als in der Pfalz. Zahllose Städte und Dörfer wurden niedergebrannt, die Bewohner grauenvoll mißhandelt und völlig ausgeplündert oder ermordet. Der Herrschersitz der Kurfürsten, Heidelberg, entging einstweilen noch der völligen Zerstörung; um so schwerer aber hatte Mannheim zu leiden: seit dem 6. März 1689 war es nur noch ein wüster Steinhaufen, die meisten Einwohner waren geflohen, nur wenige fristeten noch ein kümmerliches Dasein in elenden Hütten jenseits des Neckars. In solcher Lage fand Johann Wilhelm die Pfalz, als er am 7. Sept. 1690 zur Huldigung erschien. Das rechtsrheinische Land war zwar jetzt durch die kaiserlichen Truppen vom Feinde befreit; aber verwüstet und ausgesogen, bot es dem neuen Kurfürsten weder genügende Unterkunft

Digitized by Google

noch Geld, und so kehrte dieser bald wieder in seine bergische Residenz, nach Düsseldorf, zurück. In die Pfalz kam er in der Folge nur noch vorübergehend und schlug dann seinen Hof in Heidelberg oder Weinheim auf.

Der Krieg ging indessen weiter mit wechselndem Glück. Wiederholt drangen die französischen Horden sengend und brennend über den Rhein (1692—94), rissen in Mannheim die wenigen wieder erstandenen Häuser nieder und setzten ihrem schmachvollen Treiben die Krone auf mit der völligen Zerstörung von Heidelberg, einer Schandthat, von welcher Ludwig XIV. bekanntlich so sehr befriedigt war, daß er ein feierliches Te-Deum anordnete und eine Denkmünze schlagen ließ.

Am 30. Oktober 1697 wurde endlich durch die Verhandlungen zu Ryswick der Krieg beendigt. Allein ein wirklicher Friede war damit dem schwergeprüften Lande noch keineswegs beschieden. Es entbrannte jetzt ein Krieg im Innern, ein Kampf auf kirchlichem Gebiete, und der streitbarste Feind der fast ausschließlich protestantischen Pfalz war ihr eigener Kurfürst. Schon Johann Wilhelms Großvater war in den Schoß der katholischen Kirche zurückgekehrt, und der Enkel, allezeit ein eifriger Zögling der Jesuiten, betrachtete die Verbreitung der katholischen Religion als seine Hauptaufgabe. Dafür schien jetzt die günstigste Zeit gekommen. Während des Krieges hatten nämlich die Franzosen in zahlreichen Orten die Reformierten verjagt und deren Besitz (bis 1693 schon mehr als 100 Kirchen, dazu die Schul- und Pfarrhäuser) den Katholiken zugesprochen. Und nun verlangte Frankreich im Frieden zu Ryswick, daß der so gewonnene Besitzstand den Katholiken auch fernerhin verbleibe. Niemand stimmte dieser Forderung freudiger zu als Johann Wilhelm, ja höchst wahrscheinlich hatte er sie selber veranlaßt. In seinem fanatischen Bekehrungseifer hielt es er nicht unter seine Würde, also mit Ludwig XIV. gemeinsame Sache zu machen, und wie dieser dann — gleichsam zum Dank dafür — unmittelbar nach dem Friedensschluß sich freche Übergriffe in der links-

Digitized by Google

rheinischen Pfalz erlaubte, wendet sich der Kurfürst demütig an die blutige Geißel seines Landes und hofft Abhilfe von der „Großmut und Billigkeit des unvergleichlichen Monarchen". Natürlich half das nichts; doch Johann Wilhelm tröstet sich damit, „daß durch solche Executionen die Reformierten desto mehr abgeschreckt würden, sich in Zukunft wieder ärgerlicher Gewaltthaten mit Insolenz zu unterfangen."

Jahrelang lastete nun die schmählichste Bedrückung und Mißhandlung auf den Reformierten, bis endlich 1705, infolge des entschiedenen Vorgehens König Friedrichs I. von Preußen, ihre Rechte wenigstens teilweise wieder anerkannt wurden.

Nach all dem Jammer des Krieges und des Kirchenstreites fragt man wohl nicht mit Unrecht, wie denn der Kurfürst die schweren Wunden seines Landes zu heilen versuchte. Um die verscheuchten Bewohner zurückzurufen, neue dem verödeten Lande zuzuführen, ließ er es nicht fehlen an der Zusicherung von Abgabenfreiheit und Vergünstigungen aller Art. Allein wen mochte dies verlocken, wenn man zu gleicher Zeit aus den Ämtern Bretten und Pforzheim jene französischen Calvinisten vertrieb, die sich durch Fleiß und musterhaften Lebenswandel auszeichneten? Mußten doch selbst von den neu gekommenen Ansiedlern später (1711) viele das Land wieder verlassen. Kein Wunder, daß z. B. Mannheim 22 Jahre nach dem Abzug der Franzosen noch nicht halb soviele Einwohner zählte als vor der Zerstörung (5000 gegen 12 000).

Und doch bot die neue Stadt mehr Raum für Wohngebäude als die Gründung Friedrichs IV. Denn nun, als unter der Leitung des niederländischen Generalleutnants Coehorn die Festungswerke wieder aufgeführt wurden, zog man Stadt und Festung in ein Ganzes zusammen, indem man die ehemalige Citadelle, die Feste Friedrichsburg, nach der Stadtseite aufließ und das so gewonnene Gebiet (von den Planken bis zu den heutigen Schloßplätzen) zur Stadt schlug. Eine regere Bauthätigkeit entfaltete sich aber zunächst nur auf dem Raume der alten Stadt, der jetzigen Unterstadt. Dort erhoben

Digitized by Google

sich die ersten der öffentlichen Gebäude, die heute noch stehen: das Rathaus und die untere Pfarrei (1700 — 1710), die Trinitatiskirche (1706—1709) und die Konkordienkirche (1708—1717). Durch den Kurfürsten selber wurde diese Bauthätigkeit, zumal diejenige der protestantischen Kirchengemeinden, keineswegs gefördert; war doch Johann Wilhelm von Anfang an der ketzerischen Pfalz wenig geneigt. Sein Herz gehörte dem niederrheinischen Lande, und dort zeigte er sich als freigebiger Fürst und entfaltete die ganze Pracht einer Hofhaltung im Stile Ludwigs XIV. Düsseldorf wurde durch ihn mit stattlichen Bauten geschmückt, und neben anderen Sammlungen entstand jene treffliche Gemäldegalerie niederländischer Meister, die 1805 nach München verbracht, nun einen Hauptbestandteil der alten Pinakothek bildet. Aus der Zahl der Künstler, die an den Hof gezogen wurden, sei nur einer hervorgehoben: der Bildhauer Gabriel Grupello; denn von ihm stammt das eigentümlichste Denkmal Mannheims, die sog. Statua auf dem Paradeplatz, die unter Kurfürst Karl Philipp hier aufgestellt wurde. Derselbe Künstler verfertigte auch ein Reiterbild Johann Wilhelms, das noch bei dessen Lebzeiten in Düsseldorf errichtet wurde, angeblich von den Bürgern, in Wirklichkeit von ihm selber! Zu Düsseldorf starb auch der Kurfürst, am 8. Juni 1716 nach 26jähriger Regierung. In der Pfalz erinnert kein Standbild an ihn; auch in den Herzen der Pfälzer hat er sich kein Denkmal gesetzt.

Digitized by Google

Kurfürst Karl Philipp 1716—1742.

Digitized by Google

Kurfürst Karl Philipp 1716—1742.

Auf Johann Wilhelm, der kinderlos gestorben war, folgte 1716 sein Bruder Karl Philipp. Im Jahre 1661 geboren, war er ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, trat aber bald in kaiserliche Dienste, focht gegen die Türken in Ungarn und brachte es bis zum Feldmarschall. Seit 1706 lebte er in Innsbruck als kaiserlicher Statthalter von Tirol. Auch nach Übernahme der Kurwürde blieb er dort noch einige Monate, siedelte dann nach Neuburg über, und im November 1718 hielt er endlich seinen Einzug in Heidelberg. Mit berechtigter Freude begrüßte die Pfalz den neuen Herrscher. Schon von Innsbruck aus hatte er Maßregeln getroffen, die das Beste hoffen ließen: die Kosten der Hofhaltung waren herabgesetzt worden, drückende Abgaben hatte man aufgehoben, manch mißliebiger und eine große Zahl überflüssiger Beamten war verabschiedet, das Steuerwesen erfreute sich einer besseren Ordnung; kurz, überall sah man die Anfänge einer besseren Zeit.

Allein nur zu bald verstummte der Jubel, als der Kurfürst in die Bahnen seines Vorgängers einlenkte, und die kirchlichen Bedrückungen von neuem begannen. Denn hinsichtlich der religiösen Richtung waren die beiden Brüder einander gleich, nur zeigte sich Karl Philipp noch eigensinniger in der Durchführung seiner Pläne als Johann Wilhelm. Unter diesem mußte 1705 das Chor in der Heil. Geistkirche den Katholiken eingeräumt werden, und die Reformierten behielten nur das Schiff, das durch eine Mauer abgetrennt wurde. Nun verlangte Karl Philipp 1719 die völlige Abtretung der

Digitized by Google

Kirche, obwohl seinen Glaubensgenossen außer der Hofkapelle fünf Klosterkirchen zur Verfügung standen, während die Reformierten nur noch die Peterskirche besaßen. Gütliche Verhandlungen führten zu keinem Ziel, und so ließ der Kurfürst kurzer Hand die Mauer niederreißen. Aber jetzt erhoben sich die protestantischen Reichsstände, und damit es nicht zu kriegerischen Verwicklungen komme, mußte Karl Philipp nachgeben. Das vergaß er den Heidelbergern zeitlebens nicht: auf immer kehrte er dem herrlichen Stammsitz der Pfalzgrafen den Rücken und verlegte seine Residenz nach Mannheim (April 1720). Hier, auf dem noch ziemlich öden Raume innerhalb der neuen Festungsanlage, konnte er nun auch seine Neigung für die Baukunst bethätigen, und während er Heidelberg gern zum Dorf herabgedrückt hätte, ließ er hier eine Reihe stattlicher Bauten errichten. Vor allem war er darauf bedacht, für sich eine glänzende Behausung zu schaffen, und von 1720 bis 1729 wuchs mehr als die Hälfte des heutigen Schlosses aus dem Boden. Aber nicht nur das gewaltige Schloß, sondern auch die große Mehrzahl der älteren öffentlichen Gebäude Mannheims führen ihre Erbauung oder wenigstens ihre Gründung auf Karl Philipp zurück: so das Kaufhaus, die Jesuitenkirche samt dem Kollegium (jetzt Gymnasium) und der Lateinschule (jetzt Aula), die beiden Infanteriekasernen, das Allg. Krankenhaus u. a. Von der steten Ausbreitung der Stadt in unsrem Jahrhundert mußten jedoch einige jener zahlreichen kurfürstlichen Bauwerke wieder weichen, und so sind z. B. die Thorbauten am Rhein-, Neckar- und Heidelberger Thor, zuletzt auch das schöne Mühlauschlößchen völlig verschwunden.

Solange das Schloß noch nicht beziehbar war, wohnte Karl Philipp in dem Hause R 1, 1. Während dieser Zeit war die Hofküche auf dem Platze vor der Konkordienkirche untergebracht, so daß nach einigen Jahren die reformierte Gemeinde Beschwerde beim Kaiser erhob, in der Sorge, sie werde ihren Platz endgültig verlieren. Der Kurfürst war

Digitized by Google

darüber nicht wenig erbost und schalt über „die ungemeine Frechheit der Reformierten“ und „die unverantwortlichste Malitz und undankbarlichste Vergessenheit“ der Stadt, für deren Blüte er sich doch so besorgt zeige. Aber die Baulust, welcher Karl Philipp in Mannheim fröhnte, wurde auch von seinen übrigen Unterthanen nicht sehr freudig begrüßt. Der riesenhafte Bau des Schlosses erforderte natürlich bedeutende Geldmittel, und so wurde dem ganzen Lande auf Jahre hinaus eine besondere Schloßbau-Steuer auferlegt.

Diese neue Abgabe, die dem verarmten Lande zu solchem Zwecke zugemutet wurde, war gleich den kirchlichen Streitigkeiten nur geeignet, die frohen Hoffnungen zu zerstören, mit denen die Pfälzer den Regierungsantritt Karl Philipps begrüßt hatten. Und diese Enttäuschung wurde immer gründlicher, je offener die Mißstände in der Staatsverwaltung zu Tage traten. Obenan stand hier die gewissenlose Verschwendung, mit der man die Einkünfte des Landes der glanzvollen Ausstattung eines Hofes opferte, der mit den ersten in Europa wetteifern sollte. Der Kurfürst hatte dafür freilich die Genugthuung, daß die zahlreichen vornehmen Gäste, die ihn besuchten, meist adelige Müßiggänger und höfische Schwelger, entzückt waren von der Pracht und dem Reichtum, der bei den Festlichkeiten in Mannheim oder Schwetzingen entfaltet wurde. Ein ganzes Heer von Bediensteten mußte natürlich für den Hof unterhalten werden; aber auch die höheren Justiz- und Verwaltungsbeamten, mit einer unglaublichen Menge von Secretären, Kanzlisten u. s. w., dienten mehr dem Streben, das Bild einer glanzvollen Residenz zu vervollständigen, als dem Nutzen des Landes. Dem letzteren Zwecke entsprach auch kaum die Befähigung oder Vorbildung dieser Beamten, und ebensowenig ihr ganzes Gebaren. Erblichkeit oder Käuflichkeit der Stellen, schon unter Johann Wilhelm im Schwunge, wurde immer häufiger, ja förmlich durch staatliche Verordnung geregelt. Der Grundsatz der Erblichkeit drang selbst in den Gemeindeämtern ein, und wenn nicht dieser,

Digitized by Google

so entschied unter den Bewerbern die Angehörigkeit zur katholischen Kirche.

Und solche Mißbräuche herrschten in einem Lande, das zu alledem immer wieder von neuem durch die Schrecken des Krieges heimgesucht wurde. Wegen der polnischen Thronfolge brach 1734 wieder ein Reichskrieg mit Frankreich aus. Karl Philipp war den Habsburgern wenig geneigt und erklärte sich neutral, d. h. er erschwerte den am Rhein aufgestellten Kaiserlichen und ihrem Führer, dem Prinzen Eugen, die Kriegführung auf jede Weise, den Franzosen aber öffnete er gleichzeitig sein Land auf das bereitwilligste, und an seinem Hofe wurden die französischen Marschälle mit fürstlichen Ehren empfangen. Wenn daher die Österreicher die Besitzungen des so feindlich gesinnten Kurfürsten wenig schonten, so war dies nur natürlich, und die wechselnde Besetzung des Landes durch die beiderseitigen Armeen verursachte der Pfalz wieder einen Schaden, der sich auf Millionen von Gulden belief. Kam es schließlich doch so weit, daß die Bauern sich weigerten, die Felder zu bestellen, obwohl ihnen die Franzosen das Saatkorn lieferten; wozu auch sollten sie sich abmühen, wenn die Frucht ihrer Arbeit doch immer nur ihren Bedrückern zugut kam. Neue Not brachte der bald folgende österreichische Erbfolgekrieg (1740). Dem Kurfürsten machte es auch diesmal wenig Sorge, daß die französischen Freunde in gewohnter Weise in seinem Lande hausten; er folgte nur mit Spannung dem Gange der politischen Wirren, und als er sicher war, daß sein Freund und Vetter, der Kurfürst von Bayern, zum Kaiser gewählt werde (1742 als Karl VII.), da veranstaltete er einen glänzenden Hofball und eröffnete ihn trotz seines hohen Alters in eigener Person, indem er sich in einem Sessel vorausrollen ließ.

Das Ende jener bald verblaßten Kaiserherrlichkeit sollte Karl Philipp nicht mehr erleben: am 31. Dezember 1742 starb er hier in seinem 81. Jahre.

Digitized by Google

Kurfürst Karl Theodor 1742—1799.

Digitized by Google

Kurfürst Karl Theodor 1742—1799.

Unter Karl Theodor erreichte Mannheim im vorigen Jahrhundert seine höchste Blüte, an seinen Namen knüpft sich aber auch das Ende des höfischen Glanzes, der mit Karl Philipp, seinem Vorgänger, hier eingezogen war.

Karl Theodor wurde 1724 zu Drogenbusch bei Brüssel geboren und verlebte, früh verwaist, dort auch seine erste Jugend bei den Verwandten seiner Mutter, der Erbin der Markgrafschaft Bergen op Zoom. Im Jahre 1734 berief ihn Karl Philipp als den zukünftigen Thronfolger an seinen Hof, und 8 Jahre darauf, mit dem Tode Karl Philipps am 31. Dezember 1742, übernahm der jugendliche Pfalzgraf die Kurwürde.

Die erste Hälfte seiner langen, über 55 Jahre dauernden Regierung, brachte der Pfalz frische, vielverheißende Thätigkeit auf fast allen Gebieten des Staatslebens. Die größere Sparsamkeit am Hofe, Säuberung des Beamtenstandes, Aufmunterung des Landbaus und der Industrie, Förderung von Wissenschaft und Kunst: alles schien dafür zu sprechen, daß das vielgeprüfte Land einer besseren Zeit entgegengehe. War auch manche seiner Schöpfungen zu künstlich, als daß sie lange bestehen konnte, und verdankten andere ihren Ursprung weniger der Liebe zur Sache als dem Streben nach glanzvoller Ausschmückung des Hofes und der Residenz, so sind doch auch nicht wenige zu verzeichnen, die einen dauernden Wert beanspruchen. Schon früh zeigte Karl Theodor Empfänglichkeit und Verständnis für Wissenschaft und Kunst, und ihnen bot er hier die gastlichste Stätte. So gründete er 1763 „die

Digitized by Google

pfälzische Akademie der Wissenschaften", die sich namentlich um die Erforschung der pfälzischen Geschichte verdient gemacht hat; ihr folgte 1775 „die Deutsche Gesellschaft zu Mannheim", deren Zweck die nationale Bildung war, doppelt wertvoll in einer Zeit, da Frankreich in Sprache und Sitte noch den Ton angab; Lessing, Klopstock, Wieland, Schiller zählten zu ihren Mitgliedern, und in innerem Zusammenhang mit der Gründung dieser Gesellschaft stand die Errichtung der „Deutschen Schaubühne" (1777), die bald zur ersten in Deutschland wurde. (Näheres hierüber unter „Dalberg" und „Iffland".) Eine stattliche Hofbibliothek, 40 000 Bände, war in dem nunmehr vollendeten Schlosse aufgestellt; der mächtige Bau barg aber auch eine ganze Reihe hervorragender Sammlungen: das Münzkabinett, das für Naturlehre und natürliche Seltenheiten, das Antiquarium, das Kabinett der Kupferstiche und Handzeichnungen, eines der bedeutendsten in ganz Europa, und endlich eine Gemäldegalerie, die mehr als 700 Bilder enthielt, darunter Meisterwerke der niederländischen Malerei. Schon früher (1757) war die Akademie der Zeichnung und Bildhauerkunst gegründet worden; an ihrer Spitze stand der fruchtbarste unter den Künstlern am Mannheimer Hof, Peter von Verschaffelt aus Gent, der 1752—1793 hier thätig war. Er schmückte mit seinen Skulpturen namentlich die Stirnseite und das Innere der Jesuitenkirche, das Giebelfeld an der Schloßbibliothek und das Zeughaus. An dem letztgenannten Gebäude, das vollständig von Verschaffelt herrührt, bewährte sich dieser auch als hervorragender Architekt. Endlich schuf er auch eine große Zahl von Bildwerken für den Schwetzinger Schloßgarten. Eine höchst wertvolle Ergänzung der von ihm geleiteten Akademie bildete der 1767 erbaute Saal der Statuen mit den Gipsabgüssen antiker Meisterwerke, „ein herrlicher Saal", wie Göthe ihn schildert, in welchem er sich „den wundersamsten Eindrücken ausgesetzt" fühlte (Göthe, Dichtung und Wahrheit 11. Buch). Für das Studium der Botanik wurde im gleichen Jahre der botanische Garten (jetzt Augarten) angelegt, der

Digitized by Google

Astronomie diente die in den Jahren 1772—79 erbaute Sternwarte, die Heilkunde endlich sah sich durch Anstalten verschiedener Art gefördert.

Die Fürsorge, welche Karl Theodor der Industrie zuwandte, kam namentlich dem frisch aufblühenden Frankenthal zustatten. Dort bestand seit 1751 eine bedeutende Porzellanfabrik, daran reihten sich Tuch-, Seiden- und andere Fabriken; zur Erleichterung des Verkehrs verband man den Ort mit dem Rhein durch einen Kanal (begonnen 1773), und in kurzem war Frankenthal die erste Fabrikstadt der Pfalz. Im Anschluß an die Industrie und vornehmlich zu ihrer Förderung wurde die Landwirtschaft unterstützt, und so fand der Bau der Krappwurzel, die zur Färberei benutzt wird, und des Hopfens seine erste Pflege. Ein wirkliches Gedeihen des Ackerbaus war jedoch ausgeschlossen, solange dieser noch unter Lasten und Abgaben aller Art seufzte und die Felder den Verheerungen eines unnatürlich großen Wildstandes schonungslos ausgesetzt waren.

Freilich, die traurige Lage der Landwirtschaft war nicht der einzige Schatten, der das bisher so glänzende Bild allmählich verdunkelte. An wohlgemeinten Verordnungen gegen die schweren Mißbräuche in der Verwaltung wie in der Justiz hatte es Karl Theodor von Anfang an nicht fehlen lassen. Aber bald beruhigte er sich bei diesen papierenen Maßregeln, und seine Beamten blieben übel berüchtigt wegen ihrer Unredlichkeit, Bestechlichkeit und herrischen Willkür; bei Besetzung der Stellen fragte man nach nichts weniger als nach der Befähigung der Bewerber, und geradezu Unglaubliches wird uns in dieser Hinsicht gemeldet. Überaus schwer litt sodann die vorwiegend protestantische Bevölkerung unter dem harten Druck religiöser Unduldsamkeit; denn in dieser Hinsicht befolgte Karl Theodor genau den Weg, den ihm seine geistlichen Erzieher, Mitglieder des Jesuiten-Ordens, dereinst vorgezeichnet hatten. Und wohin war es mit der anfangs geübten Sparsamkeit bei Hof schließlich gekommen? Rund 250,000 fl. bar forderte

Digitized by Google

alljährlich dessen Unterhaltung, abgesehen von den höchst beträchtlichen Naturalleistungen, und dies mußte vorwiegend von der Kurpfalz aufgebracht werden, die kaum 300 000 Einwohner zählte. Wie anders sah es da am Hofe des großen Preußenkönigs aus! Er, der Beherrscher von fast 6 Millionen, bedurfte für seinen Hofhalt nur $^1/_3$ mehr als der Kurfürst; und will man auch letzterem zu gute halten, was er für Kunst und Wissenschaft ausgab (bis 1778 35 Mill. fl.), so hat doch Friedrich der Große trotz des 7jährigen Krieges, der die Staatskassen leerte, für die Hebung der Landeskultur eine bedeutend höhere Summe aufgewendet. Wieviel vollends das Maitressentum verschlang, dem der leichtlebige Kurfürst sich nur zu bald ergab, das verschweigen die Akten.

Nach alle dem kann es nicht Wunder nehmen, wenn die Verhältnisse in der Pfalz immer unerfreulicher wurden. Der Wohlstand ging stetig zurück, der 19. Mensch war ein Bettler, und trotz scharfer Verordnungen nahm die Zahl derer, die das Land verließen, so erschreckend zu, daß man damals deutsche Auswanderer schlechthin „Pfälzer" nannte.

„Nun sind deine guten Tage vorbei", so sprach der Kurfürst zu sich selber, als er am 1. Januar 1778 nach München übersiedelte, um die Erbschaft der eben ausgestorbenen jüngern Wittelsbacher anzutreten. Mit größerem Rechte durfte er jene Worte seiner bisherigen Residenz zurufen, deren künstlich großgezogene Blüte nun über Nacht geknickt schien. Denn mit dem Wegzug des Hofes, seines hohen und niederen Gefolges, verlor die Stadt über 2000 Einwohner; das Theater wurde geschlossen, und man fürchtete, daß Mannheim auch die wertvollen Sammlungen, die gleich dem Theater stets zahlreiche Fremden hierher gezogen hatten, an München abgeben müsse, eine Befürchtung, die sich allerdings erst nach dem Tode des Kurfürsten verwirklichte. Die Bürgerschaft war trostlos, und da sich Karl Theodor in München anfangs wenig heimisch fühlte, wollten die Mannheimer die Hoffnung auf seine Wiederkehr lange Zeit nicht aufgeben. Sie ahnten damals nicht, daß

Digitized by Google

ein schlimmeres Schicksal ihnen erst bevorstand: noch unter seiner Regierung und nicht zum wenigsten dank seiner schwächlichen, undeutschen Politik brachen alle Schrecken des Krieges über Mannheim herein, und die Stadt, die im Jahre 1777, dem letzten vor Karl Theodors Weggang, noch über 25 000 Einwohner gezählt hatte, sank bis zum Jahre 1802 auf 13 000 herab.

Am 16. Februar 1799 beschloß der hochbetagte Kurfürst sein Leben; die frohen Hoffnungen aber, mit denen die Pfalz dereinst den jungen Herrscher begrüßt hatte, sie waren längst erloschen.

Digitized by Google

Franz Jos. Terrasse Desbillons.

Desbillons gehört in die nicht geringe Anzahl jener französischen Geistlichen, die am Hofe des Kurfürsten Karl Theodor oder an den pfälzischen Lehranstalten eine Anstellung fanden. Wie die Unterschrift unter seinem Bilde besagt, wurde er am 25. Januar 1711 geboren zu Châteauneuf-sur-Cher, südlich von Bourges (Biturigae), in dessen Diöcese der Ort gelegen ist. In seinem 16. Jahre trat er in den Jesuiten-Orden ein und bildete sich mit solchem Erfolge zum Lehrfach aus, daß ihm von seinen Oberen ein Lehrstuhl in Paris übertragen wurde. Da aber das Studium der Theologie zu Paris sehr in Verfall war, konnte ihn die dortige Thätigkeit nicht befriedigen. Er entsagte daher dem Lehramte und widmete sich nun in voller Muße einer von Jugend auf gehegten Neigung, der Poesie, insbesondere der Fabeldichtung. Seine in elegantem Latein geschriebenen Dichtungen verschafften ihm einen bedeutenden Ruhm und verdrängten in vielen katholischen Schulen jene des Phädrus. Nach der Aufhebung seines Ordens lebte er noch eine Zeitlang in Frankreich, bis er hier in Mannheim eine Zuflucht fand als Hofkaplan Karl Theodors. Er starb hier im Jahre 1789. Seine reiche Bibliothek, mehr als 13000 Bände, vermachte er den Lazaristen, von denen seit Aufhebung des Jesuiten-Ordens auch das hiesige Gymnasium geleitet wurde; und als dann der Staat diese Anstalt übernahm, wurde ihr die Bibliothek belassen. Wegen Mangels an Raum fand sie in neuerer Zeit ihre Aufstellung im großen Saal der öffentlichen Bibliothek im Großh. Schlosse.

Digitized by Google

Franz Jos. Terrasse Desbillons, geb. 1711.

Digitized by Google

Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg, geb. 1750.

Digitized by Google

Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg.*)

Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg entstammte einem sehr alten Adelsgeschlechte, dessen Glieder ursprünglich nur Kämmerer von Worms hießen nach dem Kämmerer-Amt, das sie im Hochstift Worms erblich besaßen; von Dalberg nannten sie sich seit dem 14. Jahrhundert, nachdem sie eine Burg dieses Namens in dem kurpfälzischen Oberamt Kreuznach erworben hatten. Schon im Jahre 1002 wird ein Heribert, Kämmerer von Worms, erwähnt, der als Erzbischof von Köln Kaiser Heinrich II. krönte. Ein Neffe dieses Heribert stiftete neben andern Klöstern auch das zu Lobenfeld bei Neckargemünd und zu Frankenthal. Die Verdienste und das Ansehen der Dalberge waren so groß, daß bei dem Ritterschlag, der sich an die Krönung eines deutschen Kaisers jeweils anschloß, der kaiserliche Herold zunächst rufen mußte: „Ist kein Dalberg da?", worauf der etwa anwesende vor allen anderen die Ritterwürde erhielt.

Um Kurpfalz haben sich zwei Glieder dieses Geschlechtes besonders verdient gemacht. Zunächst Johann, Kämmerer von Worms, geb. 1445, einer der eifrigsten Beförderer der wieder auflebenden Wissenschaft, des sog. Humanismus. Als Kanzler des Kurfürsten Philipp des Aufrichtigen (1476—1500), berief er eine Reihe der bedeutendsten Humanisten nach Heidelberg, so Reuchlin (1496—99), und die berühmte Heidelberger Bibliothek, die Palatina, verehrt in ihm einen ihrer thätigsten

*) Das Original des vorstehenden Lichtdrucks befindet sich im Besitz des hiesigen Hoftheaters, dessen Intendanz in entgegenkommendster Weise die Nachbildung gestattete.

Digitized by Google

Schützer und Vermehrer. Er starb als Bischof von Worms im Jahre 1503.

Ihm darf sich — mit Rücksicht auf seine Verdienste um das Mannheimer Theater und damit um das deutsche Schauspiel überhaupt — Wolfgang Heribert von Dalberg würdig anreihen. Unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor im Staatsdienst thätig, wurde er bald Geheimerat und Hofkammer-Vicepräsident. Seiner Neigung für die Kunst bot die glänzende Hofhaltung des Kurfürsten reichliche Nahrung. Karl Theodor hatte außer seiner damals weitberühmten Hof-Musikkapelle eine italienische Opern- und eine französische Schauspielgesellschaft in seinen Diensten. Allmählich erwärmte sich der Kurfürst auch für das deutsche Singspiel und die deutsche Komödie, und auf Neujahr 1777 erhielt die „Churfürstliche deutsche Schaubühne" eine dauernde Stätte in dem bisherigen, nun umgebauten Schütthaus (Zeughaus). Die neue Schöpfung, die bald darauf den Namen „Churfürstl. Hof- und Nationaltheater" erhielt, brachte in künstlerischer wie litterarischer Hinsicht ein reges Leben zur Entfaltung; auch von Dalberg gelangten zwei Schauspiele („Walwais und Adelaide" und „Cora") zur Aufführung. Da aber drohte dem frisch aufblühenden Unternehmen ein schwerer Schlag: Karl Theodor wurde durch das Aussterben der jüngeren Wittelsbacher Linie (Dezember 1777) auch Herr von Bayern, und im Oktober 1778 verlegte er seine Residenz endgültig nach München. Nicht nur die große Oper mit ihrem Orchester und dem Ballet, sondern auch die Schauspielgesellschaft mußte ihm folgen, trotz aller Bitten der getreuen Stadt Mannheim, die nicht ohne Grund die Befürchtung hegte, der Wegzug des Hofes werde dem künstlichen Wohlstande Mannheims ein Ende machen. Da war es vor allem Dalberg, der wenigstens einigermaßen Ersatz zu schaffen suchte. Er bewog zunächst den Adel zur Veranstaltung eines Liebhabertheaters, bei welchem er selbst wie auch seine Gemahlin mitwirkten; dann aber wandte er sich in einem ausführlichen Schreiben an den kurfürstl.

Digitized by Google

Minister von Hompesch: in beweglichen Worten stellte er ihm vor, wie Mannheim der Verödung und Verarmung entgegengehe; wenn es nicht möglich sei, die Universität von Heidelberg hierher zu verlegen, so möge der Kurfürst wenigstens das Fortbestehen des Theaters ermöglichen durch einen jährlichen Zuschuß von 10000 fl. Karl Theodor zeigte sich nicht abgeneigt, und nach einer mündlichen Besprechung mit Dalberg sicherte er einen jährlichen Zuschuß von 5000 fl. zu und übernahm die Unterhaltung des Schauspielhauses auf seine Kasse. Dalberg selbst wurde mit der Leitung des Ganzen betraut, und nachdem er eine vortreffliche Schauspieltruppe gewonnen, unter der Ifflands Name vor allen hervorragt, konnte er am 7. Oktober 1779 das neue Theater eröffnen. Als dessen Intendant ist nun Dalberg nahezu 24 Jahre unermüdlich thätig gewesen, eine lange Reihe von Jahren, in deren Verlauf die Mannheimer Bühne zur ersten in Deutschland sich erhob und einen mächtigen Einfluß auf das deutsche Leben gewann. Am bedeutungsvollsten in dieser ganzen Epoche sind jedenfalls die Jahre, in denen Schiller mit Dalberg und der hiesigen Bühne in unmittelbarer Berührung stand. Der jugendliche Dichter erlebte dabei freilich manche Enttäuschung, Dalberg selber aber wurde eben deshalb besonders von späteren Beurtheilern auf das Schärfste angegriffen, sowohl in Bezug auf sein künstlerisches Verständnis, als auch auf seinen Character. Allerdings wußte Dalberg, mindestens in den ersten Jahren, Schillers Bedeutung nicht völlig zu würdigen. Er stand jedoch in dieser Hinsicht keineswegs vereinzelt unter seinen Zeitgenossen; man lese z. B. nur das scharfe Urteil Schröders, des berühmten Dramaturgen und genialen Schauspielers, der bezügl. des „Fiesko“ an Dalberg schreibt: „Es ist schade um dieses Mannes (Schillers) Talent, daß er eine Laufbahn ergreift, die der Ruin des Theaters ist.“ Weiterhin aber übersehe man doch auch das eine nicht: Dalberg war der Intendant des Hof-Theaters, eines Theaters, dessen Fortbestehen lediglich von der Gnade des Kurfürsten abhing. War

Digitized by Google

es da nicht erklärlich, wenn er vorsichtiger und zurückhaltender auftrat, als dies einem unabhängigen Theaterdirektor gestattet ist, und wenn er bisweilen Bedenken trug, die Bühne dem revolutionären Feuergeiste Schillers zur Verfügung zu stellen?

So erscheint es auch allein erklärlich, daß er zu Schiller nicht in ein wärmeres, werkthätig förderndes Verhältnis trat, daß er die Unterstützung versagte, die der Dichter in seinen äußerst bedrängten Verhältnissen dringend benöthigte. Denn es lag sonst keineswegs in Dalbergs Character, den Kunstmäcen nur zu spielen, ohne auch Entsprechendes zu leisten. Hat er doch in den drei ersten Jahren seiner Amtsführung aus eigenen Mitteln nahezu 7000 fl. zu den Theaterkosten zugeschossen, und dabei hatte er von Anfang an auf die ansehnliche Besoldung des Intendanten verzichtet und zahlte dazu noch die von ihm benützte Loge im Schauspielhaus. Endlich bewies er in seinem Verhalten gegen Iffland, als dieser sich um eine Stelle in Berlin bewarb, eine Freigebigkeit, wie sie nach ihm gewiß kein Intendant mehr geübt hat.

Von der Zeit an, da Schiller Mannheim endgültig verließ, war Dalberg noch 18 Jahre für die hiesige Bühne thätig. Es gelang ihm, den jährlichen Zuschuß des Kurfürsten allmählich auf mehr als das Doppelte zu erhöhen; und wenn das Mannheimer Theater die schwere Zeit des Revolutionskrieges glücklich überstand, obwohl man in München wiederholt daran dachte, es aufzuheben, so war dies lediglich Dalbergs Verdienst. „Ich weiß", schreibt Iffland 1794 an Dalberg, „daß das Mannheimer Theater am Münchener Hof ein enfant perdu ist, welches nur durch Ihre Kraft sich hält, und wenn Sie heute die Hand wegziehen, morgen zusammenfällt." So harrte denn Dalberg aus, bis die unsichern politischen Verhältnisse in Mannheim zu einem gewissen Abschluß kamen durch die Abtretung der rechtsrheinischen Pfalz an Baden. Zwar wünschte auch der neue Landesherr, Karl Friedrich, dem Theater die wohl bewährte Kraft zu erhalten, aber die Bitte des Intendanten, die schwere Last nun einem andern zu über-

Digitized by Google

tragen, war vollauf berechtigt, und so legte Dalberg am 20. Juni 1803 sein Amt nieder. Der Anstalt, die man wohl seine Schöpfung nennen darf, bewahrte er auch ferner seine warme Teilnahme und bethätigte sie in manchen Winken und Weisungen an seinen Nachfolger, bis ihn im Jahre 1806 der Tod abrief.

Dank der Freigebigkeit Ludwigs I. von Bayern wurde ihm am 1. September 1866 vor der Stätte seiner Wirksamkeit, dem Theater zu Mannheim, ein ehernes Standbild errichtet, und so steht nun Dalberg zur Seite Schillers und Ifflands, mit denen sein Name für immer verbunden bleibt.

Digitized by Google

A. W. Iffland.

August Wilhelm Iffland wurde am 19. April 1759 geboren, also im gleichen Jahre wie Schiller, den er aber um 9 Jahre überlebte. Sein Vater, Registrator bei der Kriegskanzlei zu Hannover, ließ ihm daselbst eine sorgfältige Erziehung zuteil werden, in der Hoffnung, sein Sohn werde sich dem Studium der Theologie zuwenden. Iffland hing jedoch mit ganzer Seele am Theater, und so ging er in seinem 18. Jahre heimlich nach Gotha, um sich am dortigen Hoftheater unter der Leitung des berühmten Ekhof zum Schauspieler auszubilden. Von dort wurde er zwei Jahre später, nach Auflösung des Gothaer Theaters, zusammen mit Beck, Beil, Böck u. a. durch Dalberg an die Mannheimer Bühne berufen, der er nun von 1779—1796 angehörte.

Sein bedeutendes künstlerisches Talent, unterstützt und gefördert durch unermüdlichen Eifer und eine unwandelbare Lust und Liebe für seine Kunst, erwarben ihm hier bald allgemeine Anerkennung. Von Ekhof ursprünglich dem feinkomischen Charakterfach zugewiesen, entwickelte er allmählich eine große Vielseitigkeit und zeigte sich nicht minder gewandt in ernsten Familienscenen und in hochtragischen Rollen. Vermißte man auch in seiner Darstellung bisweilen Wärme des Gefühls und Schwung der Phantasie, so galt er doch als Meister in der feinen, bis ins Kleinste durchgeführten Ausarbeitung seiner Rollen. Und was ihm vor den meisten seiner gleichzeitigen Kunstgenossen zu Statten kam, war die sittliche und geistige Bildung, die er dem elterlichen Hause verdankte. Dadurch gewann er bald einen wohlthätigen Einfluß auf das

Digitized by Google

A. W. Iffland.

Digitized by Google

übrige Personal, das ihn auch 1792 einstimmig zum Regisseur erwählte. In dieser Stellung wirkte er nun mit großem Erfolge sowohl für die äußere Ausstattung der Stücke, geschmackvolle Dekorationen und richtige Kostüme, als auch besonders für eine angemessene Verteilung der Rollen und ein wirksames Zusammenspiel; und in den letzten Jahren seiner hiesigen Wirksamkeit, als Dalberg infolge der politischen Wirren vielfach vom Theater abgezogen wurde, darf man Iffland geradezu als den Leiter der Mannheimer Bühne betrachten, deren klassische Zeit denn auch mit seinem Weggange dem Ende nahte.

Gleich so manchem Schauspieler jener Zeit war aber Iffland auch als dramatischer Schriftsteller thätig, und noch ehe Schillers „Räuber" zur Aufführung kamen, ging des gleichalterigen Iffland erstes Drama („Natur und Liebe im Streit") über die hiesige Bühne. Die freundliche Aufnahme des Stückes machte ihn, wie er selber sagt, „unaussprechlich glücklich". So entstand bei ihm der Vorsatz, „mehrere bürgerlichen Verhältnisse nach und nach dramatisch zu behandeln". Es war also das Familienschauspiel, das rührende Genrebild mit ausgesprochen moralischer Tendenz, in dessen Darstellung er nun eine große Fruchtbarkeit entwickelte; umfaßt doch die Sammlung seiner dramatischen Werke nicht weniger als 18 Bände. Auf dem Spielplan unsrer heutigen Theater hat sich davon freilich sehr wenig erhalten; fast nur die „Jäger", 1785 erstmals hier aufgeführt, haben die 100jährige Probe bestanden; bei den Zeitgenossen jedoch galt Iffland als einer der beliebtesten Theaterdichter.

Während aber sein Ruhm auf diese Weise allmählich sich über ganz Deutschland verbreitete, wurde das Fortbestehen des Mannheimer Theaters infolge des Krieges mit Frankreich immer zweifelhafter, und mit Sorge sahen dessen Mitglieder in die Zukunft. Iffland selbst hatte bereits „durch den Krieg eine jährliche Pension von 300 fl. in Saarbrücken verloren", und als er sich zudem noch durch Verbindlichkeiten aus früherer Zeit bedrängt sah, bewarb er sich 1794 um Anstellung am

Digitized by Google

Kgl. Nationaltheater in Berlin. Dalberg versuchte zwar aus eigenen Mitteln den unersetzlichen Verlust abzuwenden, indem er nicht nur Ifflands Schulden im Betrag von 2400 fl. übernahm, sondern ihm auch durch ein förmliches Dokument eine lebenslängliche Pension von 800 fl. zusicherte; allein als 1796 die Schließung des Theaters auf ein Jahr angeordnet wurde, begab sich Iffland nach Berlin und wurde dort unter den glänzendsten Bedingungen zum Direktor des Kgl. Nationaltheaters ernannt. Eines Kontraktbruches gegen das hiesige Theater machte er sich damit allerdings schuldig, und deshalb sollte er auch 3000 fl. Strafe zahlen. Allein bei Berücksichtigung der völlig unsicheren Verhältnisse an der hiesigen Bühne, die auch auf die Schaffensfreudigkeit des Künstlers lähmend einwirken mußten, erscheint sein Verhalten wohl erklärlich, und Dalberg selbst, der sich wohl persönlich gekränkt fühlen durfte, hat ihm am schönsten verziehen, indem er schließlich noch den Nachlaß der Strafe beim Kurfürsten erwirkte.

In Berlin blieb nun Iffland den Rest seines Lebens, die letzten Jahre als Generaldirektor der Kgl. Schauspiele. Die Mannheimer sahen ihn noch viermal als Gast auf ihrer Bühne, zuletzt 1812, und sie zeigten dabei immer wieder aufs neue, welche dankbare Erinnerung sie ihm bewahrten. Zwei Jahre darauf, am 22. September 1814, starb Iffland. Die Verdienste, die er sich in Berlin um die Kunst erworben hatte, wurden dort auch nach seinem Tode ehrend anerkannt. Als im Jahre 1818 an Stelle des niedergebrannten Schauspielhauses ein neues aufgeführt wurde, ließ Friedrich Wilhelm III. in den Grundstein eine eiserne Münze mit dem Bildnis Ifflands legen. Der feierlichen Handlung wohnte in Vertretung des Königs dessen jüngerer Sohn bei, der nachmalige Kaiser Wilhelm I. Noch schöner aber ist das Andenken des Dichters und Schauspielers in unserer Stadt verewigt; denn hier auf dem Theaterplatze ließ ihm König Ludwig I. von Bayern im Jahre 1864 ein ehernes Standbild errichten.

Digitized by Google

Die Pfälzer

Ruprecht III. † 1410.

Ludwig III. 1410—36.

Ludwig IV. 1437—49.

Friedrich I. 1449—75.

Philipp 1476—1508.

Ludwig V. 1508—44.

Ruprecht

Friedrich II. 1544—56.

Otto Heinrich 1556—59.

Friedrich

Friedrich III. 1559—76.

Ludwig VI. 1576—83.

Friedrich IV. 1583—1610.

Friedrich V. 1610—32.

Karl Ludwig 1632—80.

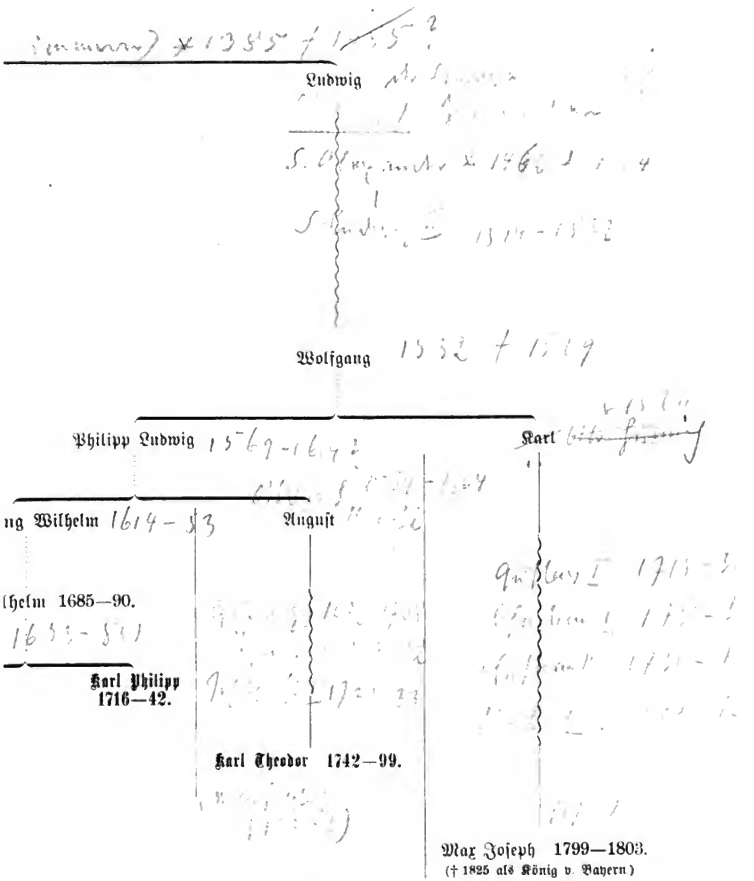
Karl 1680—85.

Alte Kurlinie.

Simmern.

Digitized by Google

en-Linien.



euburg. **Sulzbach.** **Birkenfeld-Zweibrücken.**

Digitized by Google

Digitized by Google

Br1

Digitized by Google

heim

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

CANCELLED

JUN 12 1973 H